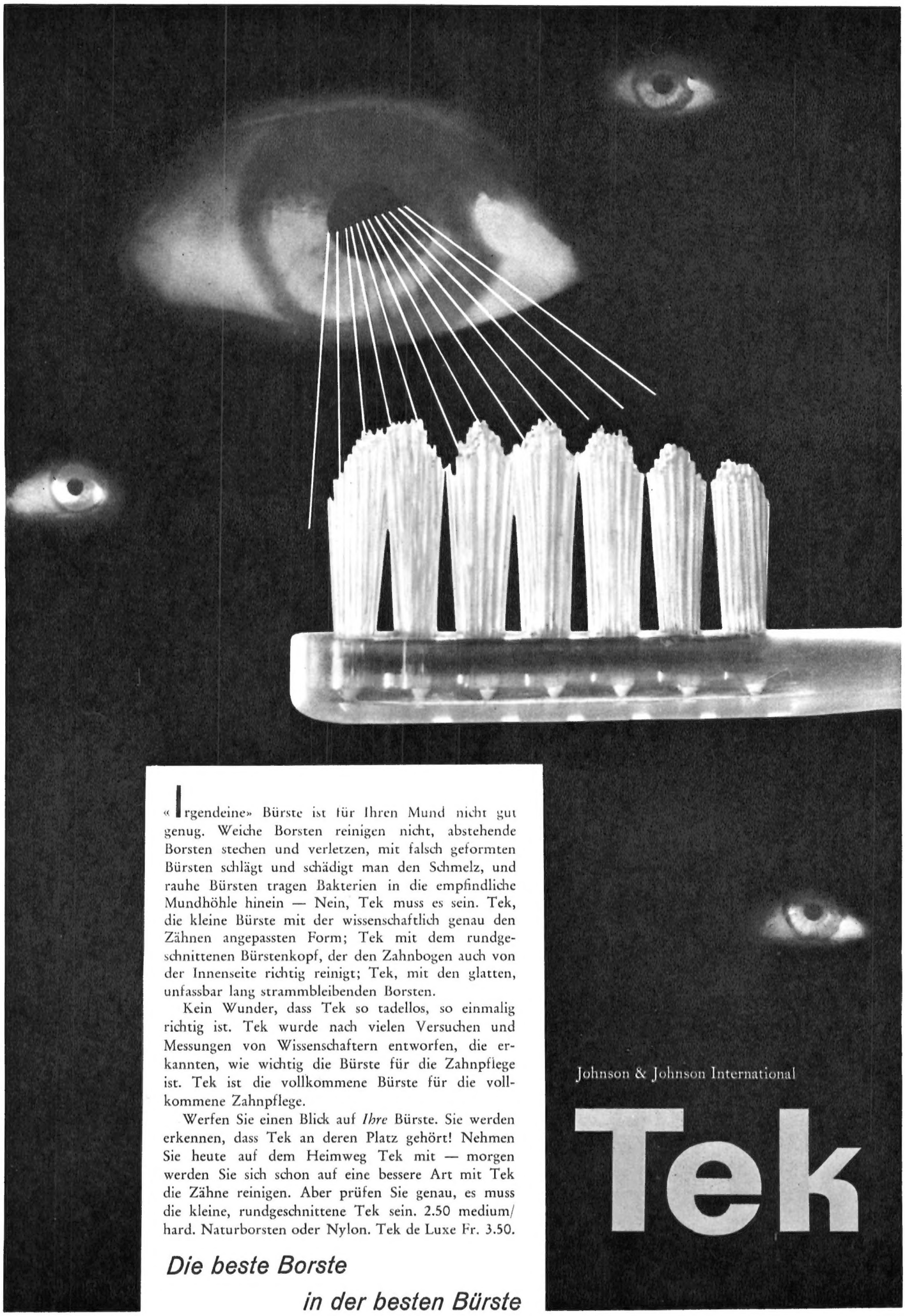
Du

Schweizerische Monatsschrift *Nr. 3 März 1948* *Fr. 2.80*



«Irgendeine» Bürste ist für Ihren Mund nicht gut genug. Weiche Borsten reinigen nicht, abstehende Borsten stechen und verletzen, mit falsch geformten Bürsten schlägt und schädigt man den Schmelz, und rauhe Bürsten tragen Bakterien in die empfindliche Mundhöhle hinein — Nein, Tek muss es sein. Tek, die kleine Bürste mit der wissenschaftlich genau den Zähnen angepassten Form; Tek mit dem rundgeschnittenen Bürstenkopf, der den Zahnbogen auch von der Innenseite richtig reinigt; Tek, mit den glatten, unfassbar lang strammbleibenden Borsten.

Kein Wunder, dass Tek so tadellos, so einmalig richtig ist. Tek wurde nach vielen Versuchen und Messungen von Wissenschaftern entworfen, die erkannten, wie wichtig die Bürste für die Zahnpflege ist. Tek ist die vollkommene Bürste für die vollkommene Zahnpflege.

Werfen Sie einen Blick auf *Ihre* Bürste. Sie werden erkennen, dass Tek an deren Platz gehört! Nehmen Sie heute auf dem Heimweg Tek mit — morgen werden Sie sich schon auf eine bessere Art mit Tek die Zähne reinigen. Aber prüfen Sie genau, es muss die kleine, rundgeschnittene Tek sein. 2.50 medium/hard. Naturborsten oder Nylon. Tek de Luxe Fr. 3.50.

Die beste Borste

in der besten Bürste

Johnson & Johnson International

Tek

Menschen hinter Mauern

▪

Farbige und schwarz-weiße Reproduktionen nach
Otto Meyer-Amden; E. Delacroix; Vincent van Gogh;
Meister des Frankfurter Paradiesgärtleins; F. Goya;
G. B. Piranesi; Käthe Kollwitz u. a.

▪

Mauern und Menschen hinter Mauern

Photoreihe von Paul Senn

▪

Hedwig Boye: Mensch und Mauer
Prof. Manfred Bleuler: Vom Irrenhaus zur Nervenklinik
Paul Ilg: Die Frau des Irrenarztes, Novelle
Kartäuser und Kapuziner
Siegfried Streicher: Klosterschüler. Erinnerungen

Hier schreibt der Leser

14. Januar 1948.

Ich bekam durch einen Zufall zwei Hefte Ihrer so schönen Zeitschrift in die Hand, und als ich sie wieder weggeben mußte, da erfüllte mich ein wehmütiges Gefühl und ich dachte mir: Glückliches Land, wo es so etwas gibt! — Für uns hier in Oesterreich ist ja so vieles unerreichbar oder fast nicht erreichbar, was einst eine Selbstverständlichkeit war, aber all das, ob es sich nun um Nahrung des Leibes, um Bekleidung, Beschuhung, Behausung oder sonst etwas handelt: in diesen Dingen zu entbehren, das schmerzte in diesem Augenblick, da ich Ihre Zeitschrift kennengelernt hatte, nicht so wie der Gedanke, daß ich nicht wenigstens hie und da mich in ein Heft Ihrer Zeitschrift versenken kann. Denn sie ist ja, wie ich durch Erkundigung feststellte, hier nirgends beziehbar, und wenn dies schon auch der Fall wäre, ihren Preis, umgerechnet in Schillinge, könnte ich nicht erschwingen. Da aber die einmal geweckte Sehnsucht mich nicht losläßt, fiel mir ein vielleicht möglicher Weg ein, und zu seiner Verwirklichung wage ich eine Bitte an Sie. Vielleicht findet sich nämlich in Ihrem Leserkreis ein Mitfühlender, der Verständnis für diesen Hunger nach geistiger Qualitätskost hat und mir alte, abgelegte Hefte der Zeitschrift zukommen läßt. Als Gegenleistung biete ich Arbeiten von mir. Ich würde mich riesig freuen, wenn Sie meinem Wunsch zur Verwirklichung verhelfen täten, und indem ich Sie bitte, die durch mich verursachte Belästigung zu entschuldigen, grüße ich Sie herzlichst

B., Maler und Holzbildhauer, Ober-Oesterreich

▪ Du ▪

Redaktion: Birmensdorferstr. 83, Postfach 686 Zürich-Hauptpost. Tel. 33 76 91
Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet.
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 25 17 90
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29
Insertionstarif auf Verlangen

Abonnement jährlich Fr. 26.50, Einzelheft Fr. 2.80.
Preis pro Heft in England £ —/4/6; Holland Hfl. 2.50; Luxemburg fr. lux. 35.—;
Oesterreich ö. Sch. 9.20; Tschechoslowakei Kč. 50.—; Argentinien $ m/n 3.80

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90 Postcheck-Konto VIII 3790

Edouard Manet 1832–1883: Die Barke, 1874. 80×99 cm
Neue Staatsgalerie München

Manet kam mit altmeisterlichen Neigungen von der dunkeltonigen Ateliermalerei her. Zu Beginn der siebziger Jahre fühlte er sich mehr und mehr zur Malerei im Freien gedrängt und von den Impressionisten angezogen. Er strebte nach größerer Helligkeit und damit auch stärkerer Farbigkeit. Im Sommer 1874 arbeitete er in Argenteuil an der Seine unterhalb Paris. Er trat dort in nähere Beziehung zu dem um acht Jahre jüngeren Claude Monet, dem Vater der impressionistischen Plein-air-Malerei. In dem Bilde «Die Barke», in dem er ihn in seinem Atelierboot malte, zeigt er sich als ein nach neuen Idealen und neuen Ausdrucksformen Suchender. Das große Hauptwerk jenes Sommers ist das lichterfüllte «Argenteuil» im Museum von Tournai.

• Du •

Schweizerische Monatsschrift März 1948 8. Jahrgang

Vorwort von Arnold Kübler 11

Hugo von Tschudi und die moderne Kunst. Text von Dr. Walter Hugelshofer. Mit farbigen Reproduktionen nach Edouard Manet, Claude Monet, Paul Cézanne, Vincent van Gogh 12

Gedichte von Walter Hunziker, Albert Ehrismann, Hans Reutimann, Fritz Naschitz 23

Vier Photos aus Amerika von Wright Morris. Text von Dr. Magdalene Schindelin 24

Land und Leute der Marquesas-Inseln, von Robert Louis Stevenson 29

Indonesien von heute. Sechs Photos von Cas Oorthuys 31

Was können wir von der Philosophie der Inder lernen? Von Helmuth von Glasenapp 37

Spanien in Frankreich. Vier Photos und Text von Peter Zimmermann 38

Erlebnisse auf Java, von Dr. Heinrich Eggenberger 43

Farbige Reproduktionen aus einem Skizzenbuch von Carlo Bossoli. Text von Prof. Giuseppe Zoppi 45

Szenen aus den italienischen Unabhängigkeitskriegen 49

Sommerlicher Tag. Erzählung von Kate Roberts ... 51

Beilage: Zeitgenössisches Schaffen, Blatt 25
Freskoentwurf von Hans Berger 53

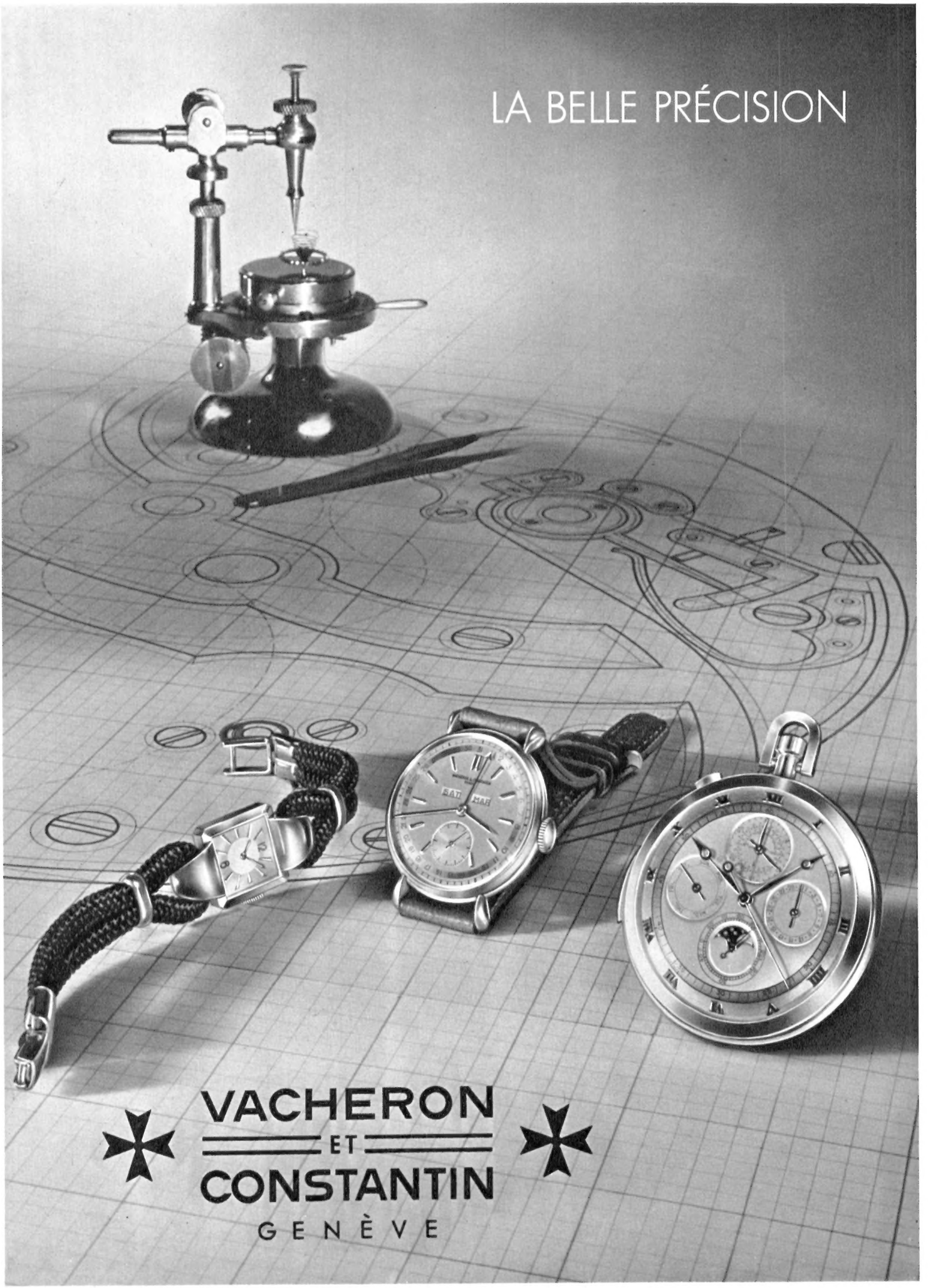
Die Shagpfeife, von H. C. Branner 55

Amor und die Fliegen, von Ernst Schnellmann 72

Was ist ein Gentleman? Von Kardinal John Henry Newman 82

Blick in die indische Welt. Der Indologe Paul Deussen erzählt von seiner Indienfahrt (1892) 82

Die Sprechrolle, von Rudolf von Eichthal 88


LA BELLE PRÉCISION
VACHERON
ET
CONSTANTIN
GENÈVE

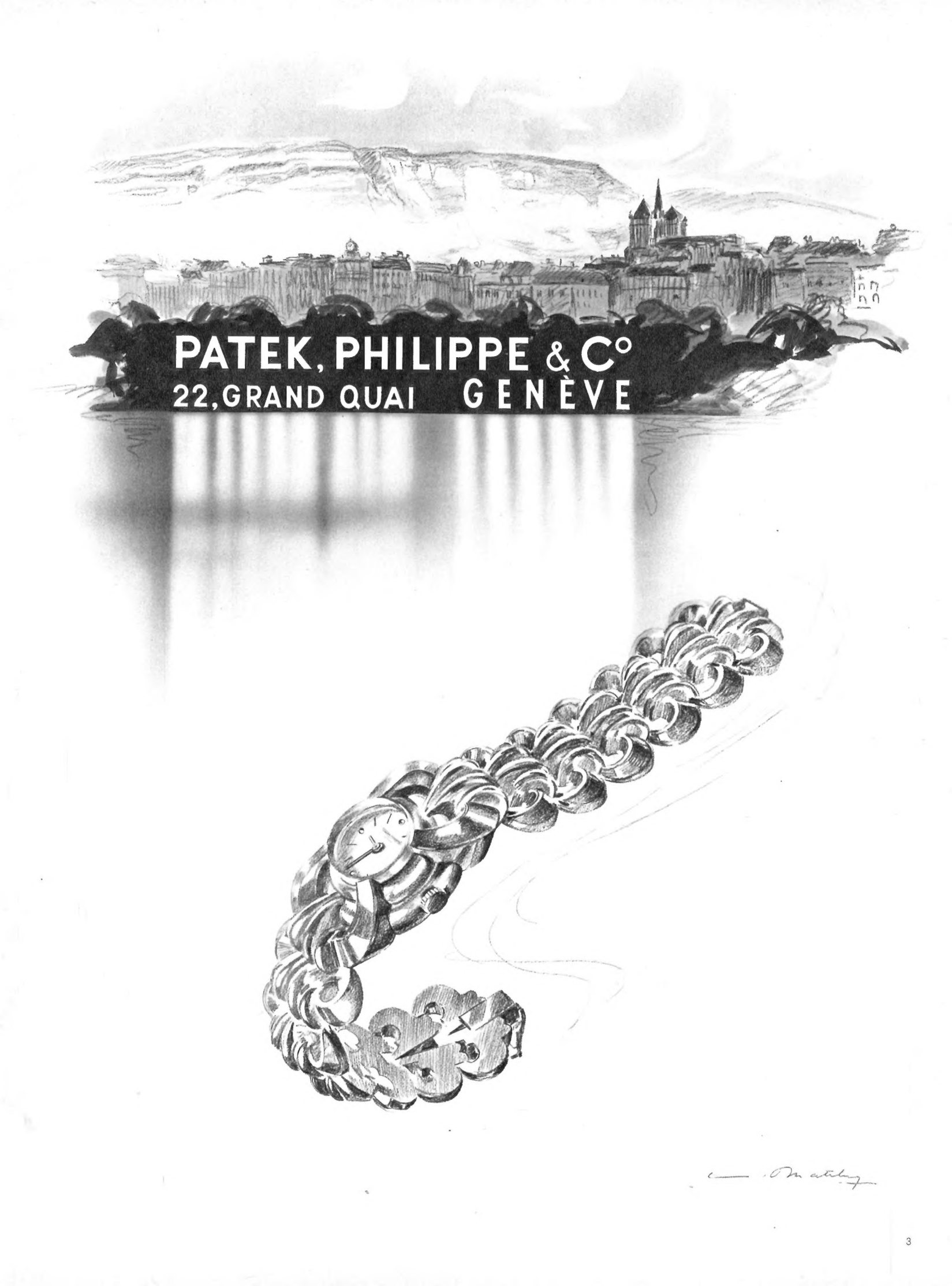
Ihre Schönheit adelt Sie

poudre

GOYESCA

MYRURGIA

Dépôt général pour la Suisse: G. Kempf, Zurich 11


PATEK, PHILIPPE & C°
22, GRAND QUAI GENÈVE

ARMSTRONG SIDDELEY

ENGLISCHER URADEL

«Lancaster» Limousine mit vollautomatischer Kupplung und Wilson-Getriebe

An seiner hohen Dauerleistung erkennt man ihn, an persönlicher Linie und vornehmer Ausstattung • Um Jahre voraus, dank moderner, genialer Bauart und vieler Vorzüge • Inspiriert vom bewährten Flugmotor der «Hurricane» • Das Urteil eines Armstrong-Siddeley-Besitzers wird Ihnen den Kaufentschluß leicht machen •

Lancaster Limousinen

Hurricane Cabriolets

Typhoon Coupés

Sofort lieferbar.

2 LT. 70 PS 10 ST./PS

Kreuzverstrebtes Unterschlung-Chassis. Torsionsstab-Abfederung. Unabhängige Aufhängung der Vorderräder. Automatische Kupplung und Wilson-Vorwählgetriebe. Leichte, selbstzentrierende Steuerung. Hydraulisch gesteuerte Ventilstößel. Hypoid-Hinterachsantrieb. Hydraulische und mechanische Bremsen. Eingebaute Wagenheber.

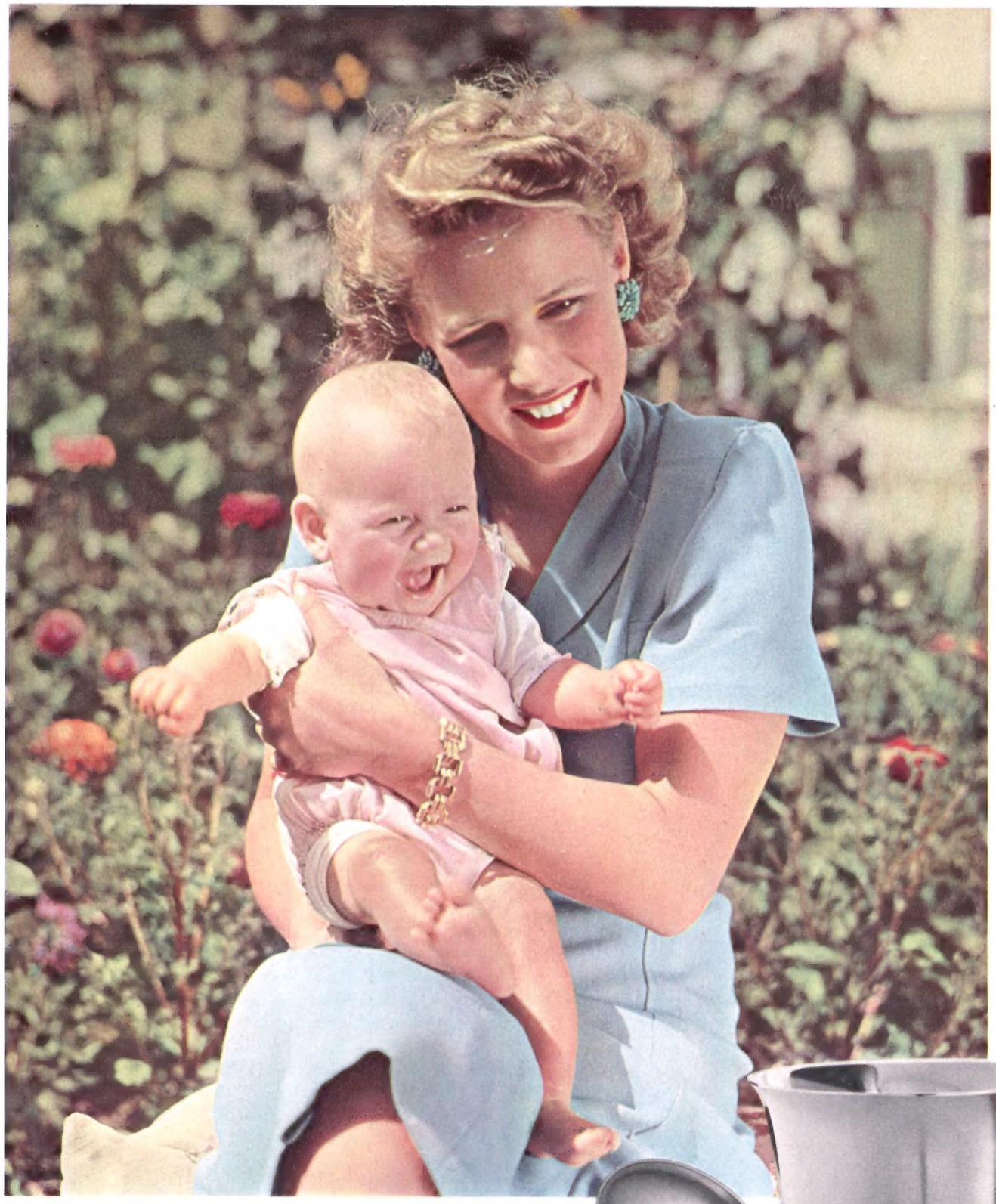
Besichtigung und Vorführung bei der Schweizer Generalvertretung

Limmat GARAGE A.G.
ZURICH

Ausstellung, Verkauf und Service
Limmatstr. 212, Telephon 25 76 75

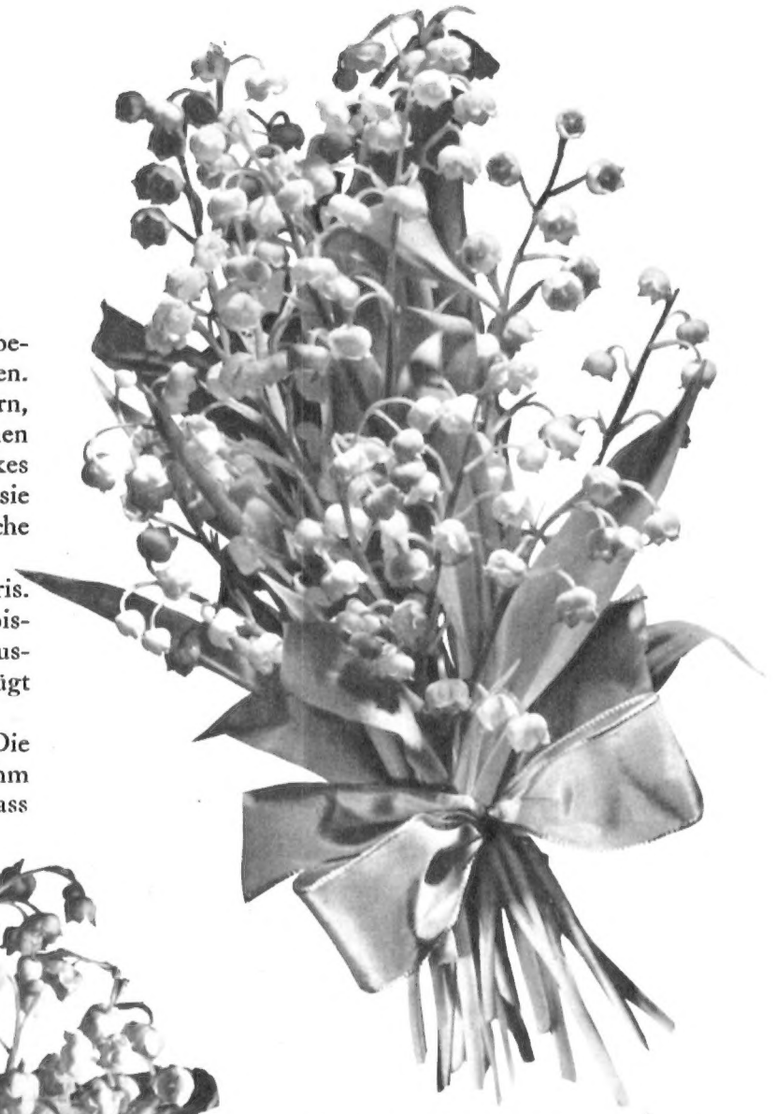
Untervertreter in: ZÜRICH, ST. GALLEN, DAVOS, BASEL, BERN, LAUSANNE, GENF

Salon de l'Automobile 1948 in Genf, Stand 36



JEZLER
ECHT SILBER

EIN DUFT, DER REINHEIT BEWEIST

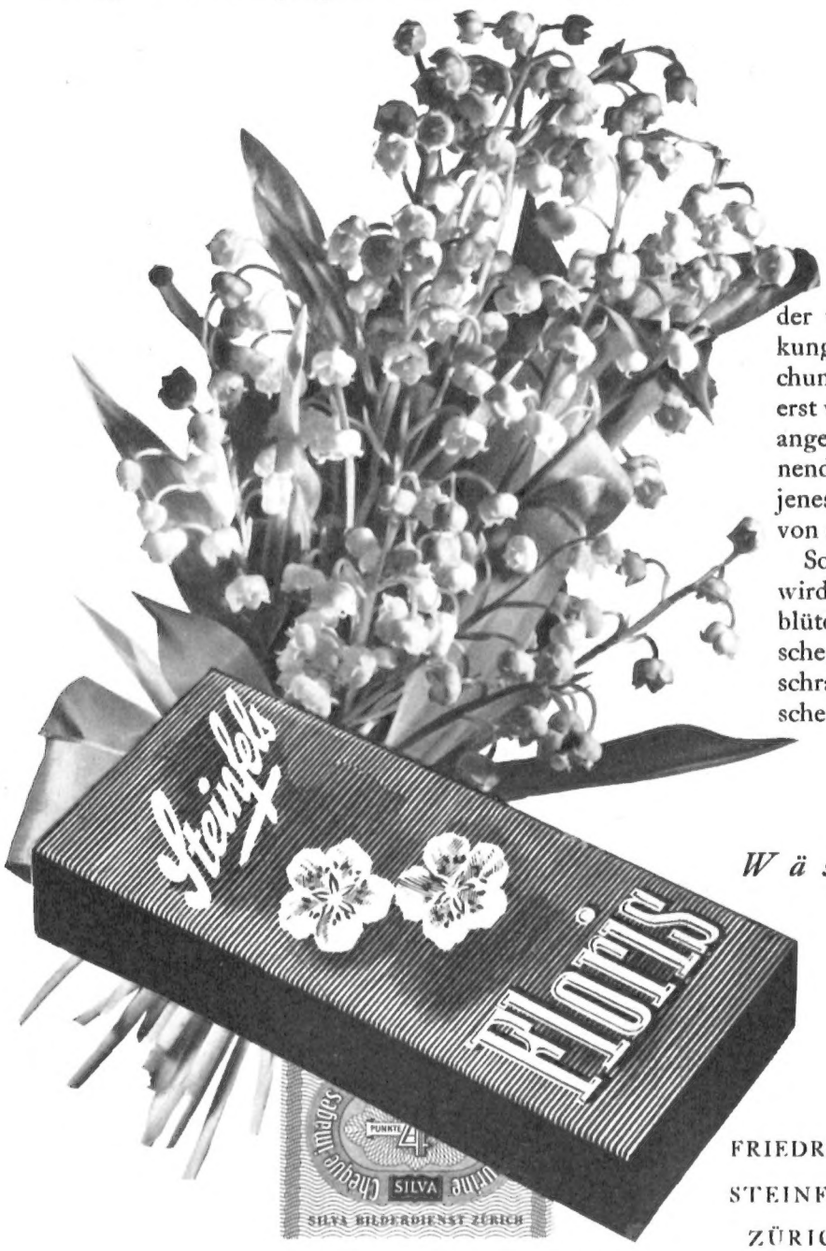


WIRKLICH saubere Wäsche hat einen ganz bestimmten Geruch, den alle Frauen kennen. Warum sonst würden sie so schnuppern, wenn sie die trockene Wäsche von der Leine nehmen oder wenn sie die Türen ihres Wäscheschrankes öffnen? Sie prüfen nicht nur mit den Augen – sie schnuppern nach dem Duft, der verrät ob die Wäsche richtig gewaschen ist.

Besonders «heikle» Frauen waschen mit Floris. Floris verleiht nicht nur ein Weiss, wie man es bisher gar nicht kannte. Floris macht die Wäsche ausserdem so sauber, dass sie duftet. Dieser Duft trügt nie: Es ist der Duft der makellosen Sauberkeit.

Floris hat eben eine besondere Eigenschaft. Die «Hochstabilisierung des Perborates» verleiht ihm neue, grössere Reinigungskraft. Sie verhindert, dass der wertvolle Floris-Sauerstoff vorzeitig und wirkungslos verpufft. Sie bewirkt, dass Floris die Bleichung erst bei höherer Temperatur beginnt, d. h. erst wenn der Waschprozess auf seinem Höhepunkt angelangt ist. Floris bleicht langsamer, darum schonender. Die Bleichung dauert länger; dadurch wird jenes wunderbare Weiss erreicht: das Floris-Weiss, von dem unter Frauen jetzt so viel die Rede ist.

So bietet Floris unschätzbare Sicherheit. Niemals wird die Wäsche unansehnlich sein. Immer wird sie blütenweiss und frisch erstehen und den sympathischen Duft ausströmen. «Öffne Deinen Wäscheschrank und ich sage Dir, ob Du mit Floris gewaschen hast!»



Es verleiht der Wäsche Blütenduft, darum heisst es

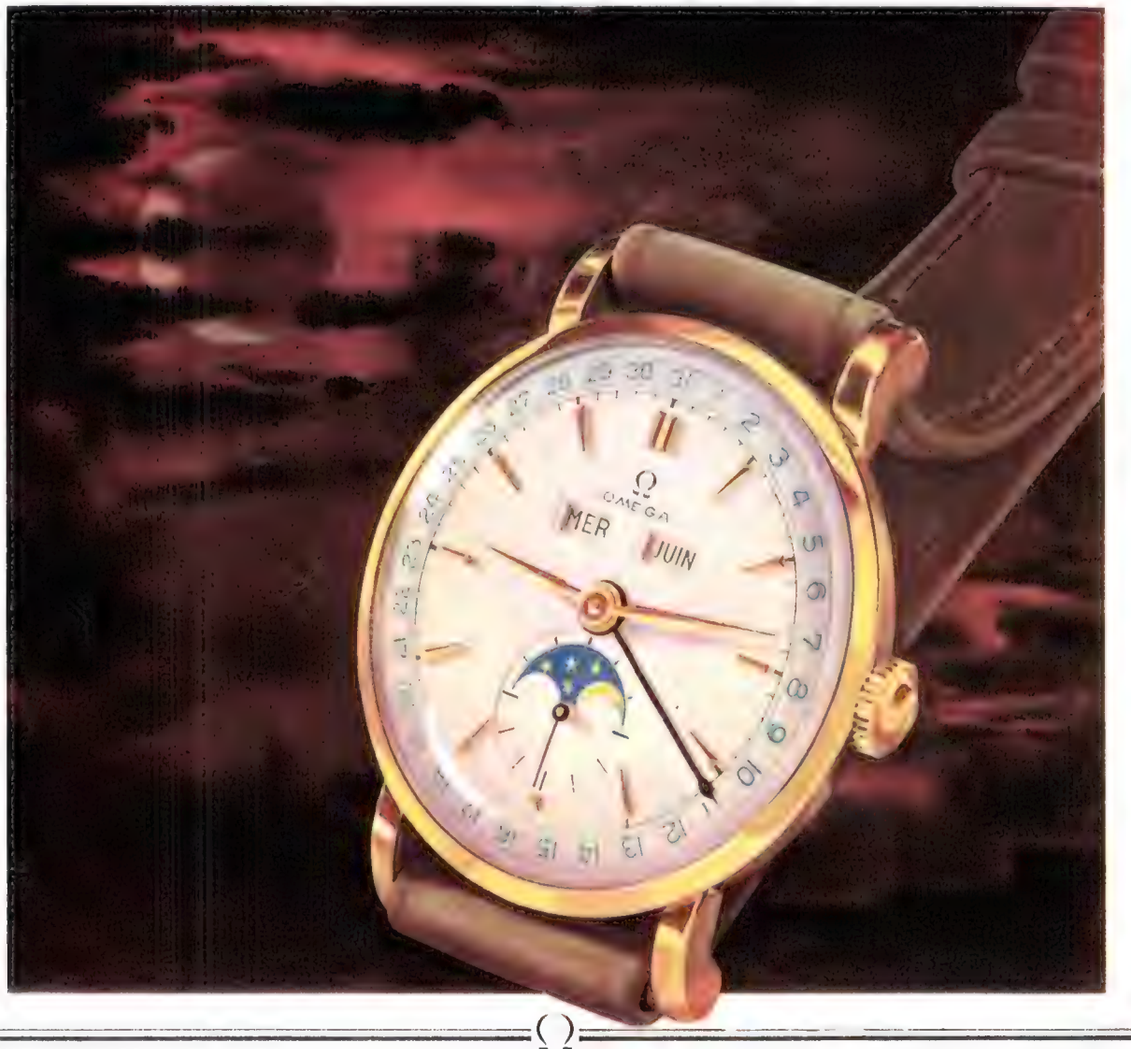
Floris

FRIEDRICH STEINFELS ZÜRICH

„DAS TRADITIONELLE GESCHENK
AUS ECHTEM GOLD IST DIE STETE
UND WÜRDIGE ERINNERUNG AN DEN
GROSSEN TAG DER KONFIRMATION"

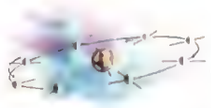
Gold und Silber im modernen Leben

OMEGA
Cosmic



*E*in traditionelles Schweizer-Produkt in moderner vollkommener Ausstattung

OMEGA COSMIC ist die flache, elegante Kalenderuhr mit dem feinen Präzisionswerk; gibt gleichzeitig Datum, Wochentag, Monat, Mondphasen und genaue Zeit an.



Eine OMEGA COSMIC ist etwas Besonderes, Exklusives — eine Uhr, die doppelt Freude macht. Die Qualität des Werkes ist derjenigen der bekannten OMEGA-Erzeugnisse „Automatic" und „Chronometer 30 mm" ebenbürtig. Der neuartige Kalendermechanismus sichert ein reibungsloses Funktionieren aller Teile und arbeitet synchron mit dem amagnetischen und stoßgesicherten Präzisionswerk, das mit 17 Rubinen ausgestattet ist. Die moderne OMEGA COSMIC verkörpert beste Schweizer-Tradition in Uhren.

100 JAHRE PRÄZISION *Louis Brandt gründete im Jahre 1848 das Unternehmen, aus dem sich die Louis Brandt & Frère S.A. in Biel entwickelt hat. Durch die Schaffung der Omega-Uhr, die heute die begehrtesten Präzisionsrekorde innehat, bot das Unternehmen allen Völkern immer genauere Zeitmesser und erwarb sich Erfahrung und Tradition, die ein wertvolles Privilegium für die Zukunft bilden.*

Offizielle Chronometrierung der Olympischen Spiele in St. Moritz und London 1948

OMEGA

Hier wird Sonnenkraft gespeichert

Ein gottbegnadeter Flecken Erde - dieses Wallis - wo die Früchte in golden strahlendem Licht wie im sonnigen Süden reifen! Die SBB führt sie über Nacht direkt in die Roco-Fabrik und dort werden sie sogleich zur zuckerreichen köstlichen Confitüre verarbeitet. Und deshalb ist Roco-Confitüre auch der gute Kräftespender!

LASS DIR ZEIT ZUM FRÜHSTÜCK

ROCO

Confitüre

. . . unser Kräftespender

ROCO CONSERVENFABRIK RORSCHACH A. G.

Blick in den Alltag einer Indonesierin. Die Batikstoffe, die vor dem Kriege nicht so teuer waren, obwohl die einfachen Indonesier diese doch nicht bezahlen konnten — die indonesische Bevölkerung kaufte damals aus Holland und Japan importierten Druckkattun —, stehen jetzt hoch im Preis und werden zum größten Teil nach Amerika exportiert. Photo Cas Oorthuys. Weitere Bilder Seiten 31—36.

Vom von! Der Preisstopp und der Lohnstopp, die Teuerung und die Geldentwertung sind der große Gesprächsstoff unserer Tage. Viel Zeitgenossen leiden unter diesen Erscheinungen, aber man kann sich damit trösten, daß es auch solche gibt, die bei der Sache gewinnen; ich habe heute ganz andere Verluste im Auge, das heißt nicht eigentlich im Auge, sondern im Sinn; insbesondere denke ich an eine Einbusse, die unser ganzes Land, Leben und Sein betrifft, die Armen und die Reichen in gleicher Weise. Der Verlust, den ich meine, betrifft allerdings keinen Handelswert und keinen Steuerwert, dennoch stellt das Verlorene einen Vermögenswert dar, denn wir vermögen hinterher weniger als vorher; es stellt auch einen Verkehrswert dar, und zwar leidet durch den Verlust nicht jenes dumme Hin und Her der Straßen, das wir heute vornehmlich Verkehr nennen, sondern der schöne, absterbende Menschenverkehr, der Umgang der Menschen miteinander. Das verlorene Ding aber ist der Wesfall, auch Genitiv genannt.

Nie gehört? Schulkram? Ein Franzose hat einmal gesagt, daß in unserer Zeitschrift zu viel «esprit écolier» stäke, heute aber, in Bezug auf den Wesfall, gäbe der Franzose mir recht. das bestätigt mir wiederum, der ich in einem Pariser Hotelzimmer schreibe, die heutige Nummer des «Spectateur», wo ein Schreiber einen Verleger wegen mangelnden Respekts vor dem meisterlich Geschriebenen gewaltig abkanzelt.

Kommen wir auf unser vorliegendes Heft: Ein Bild Manets ziert den Umschlag. Manets Malerei erfreut Ihr Auge, verehrter Leser. Als wir des Meisters Manet Bild erkoren hatten, nahm ich ein neueres, dickleibiges, in der Schweiz erschienenes, daselbst vielgerühmtes Manet-Buch zur Hand, um etwas Gescheites daraus abzuschreiben:

«Die Malerei von Manet», sagte der Mann, «ist . . .» ich las nicht weiter. Wie? Las ich recht? Es handelte sich nicht um die Malerei von Manet etwa bis Picasso, sondern um Manets Bilder, welche der Herr Professor-Verfasser «die Bilder von Manet» nannte. Gemalt von Manet. Richtig, so heißt es auch, wenn's um Manets Bilder oder um Manets Malerei geht. Gemalt von . . . geschrieben von . . . gekommen von . . . reden von . . .; das ist alles richtig, das Wörtlein «von» ist gut, um mancherlei Abhängigkeit und Bewegung im Zusammenhang mit einem Tätigkeitswort auszudrücken, wenn sich's aber um eine solche Abhängigkeit und Unterordnung zwischen zwei Hauptwörtern handelt, dann ist der Wesfall zu setzen: Zürichs Straßen, des Menschen Faulheit, des Herrn Professors Stiefel und nicht der Stiefel vom Herrn Professor.

Kleinigkeiten, dies alles, meint der verehrte Leser. Wir sagen «rechts» für Dinge die zur Rechten, «links» für solche die zur Linken liegen, das Wörtlein «oben» gehört zum Oberen, «unten» zum Unteren, wer hier die Ausdrücke vermengt, ist unehrlich oder dumm oder strafbar nachlässig. Der Wesfall hat seine geistige Bedeutung und seinen besondern Sinn, das Wörtlein «von» hat den seinen, genau so gut wie die verschiedenen Zeitformen der Verben ihren Sinn haben. Wer hier die Ausdrucksweise vermengt, ist unehrlich oder dumm oder strafbar nachlässig. Es liegt ein arger Widerspruch darin, die Formen eines Malers, die klare Gegensätzlichkeit der Farben, die reiche Meisterschaft über den grünen Klee zu rühmen und dabei vom Kunstwerk der eigenen Sprache allerlei Wesentliches barbarisch abzuschlagen. Was für eine unbegreifliche Leistung des Menschengeistes steckt in der menschlichen Sprache, ein Wunder ist's, dem alltäglichen Sinn nicht bewußt. Wieso nur war es möglich, mit ein paar Lauten und Lautzusammenstellungen die ganze Fülle des menschlichen innern Lebens und der äußern Wahrnehmungen in gewisser Weise zu bewältigen, sie in der Sprache zu verkörpern? Sprache und Geist: schuf jene diesen, schuf dieser jene?

Was hilft nun, was bedeutet nun alle zur Schau getragene Ehrfurcht vor dem Gezeichneten und Gemalten, wenn der uralte, großartige Einfall, mittels eines angehängten S etwas Wesentliches über das gegenseitige Verhältnis zweier Dinge, zweier Begriffe oder Kräfte der Wirklichkeit auszusagen, wenn also so eine Menschheitsleistung dabei vor die Hunde geht.

Derlei darf unbeklagt bei uns vom sogenannten Berufenen geschehen. Unsere Tagesblätter rühmen so ziemlich jedes Buch-Ereignis unseres Heimatbodens, auch wenn es diesem nur die schlechtesten Gerüchlein entnommen hat. Die Blätter . . . oh, die! Las ich nicht neulich in deren vornehmstem, daß die Hochzeit von Prinzessin Elisabeth . . . nicht weiter, nein, wir haben schon den Eiterherd: die Hochzeit von . . . als ob die Prinzessin ein Buch mit diesem Titel geschrieben hätte. Sie hat aber Hochzeit gefeiert, Prinzessin Elisabeths Hochzeit, so wie ich es hernach zu meiner Freude auf einem Kinozettel las. Das Kino scheint mir seitdem zur Rettung des Wesfalls berufen, zumal das oben genannte erstrangige Blatt seinerzeit auch Herrn Bundesrat Wetter den richtigen Fall versagte, vom Rücktritt von Bundesrat Wetter berichtete, dazu vom Wirken von Bundesrat Wetter und im gleichen Zuge (im Wetterbericht) auch vom Eintritt von schlechtem Wetter auf der ganzen Front, wo es doch allemal um Wetters Wirken, Rücktritt und um des Wetters Eintritt sich handelte, welcher letzte Ausdruck auch abgesehen vom mangelhaften Wesfall in anderer Weise bedenklich ist. Davon ein andermal. Es regnet, derweil ich schreibe, auf die Dächer der Stadt; il pleut sur les toits de Paris, auf die Dächer . . . Zürichs, Londons . . . Paris? Parisens . . . *von* Paris! Oho!

Oskar Kiefer

Hugo von Tschudi und die moderne Kunst

Von Walter Hugelshofer

Die Besucher der Ausstellung «Große Maler des 19. Jahrhunderts aus den Münchner Museen» stehen in den letzten Räumen des Kunstmuseums Winterthur unter dem überwältigenden Eindruck mehrerer der berühmtesten Werke französischer Kunst des vergangenen Jahrhunderts. Daumier, Manet, Monet, Cézanne, van Gogh, Renoir haben wohl anderes, aber kaum Bedeutenderes geschaffen als das großartige «Drama», das bezaubernde «Frühstück im Atelier», die lichterfüllte «Seinebrücke bei Argenteuil», den großartig elementaren, unwahrscheinlich frisch wirkenden «Bahndurchstich», den visionär gesteigerten «Blick auf Arles» und das so simple und doch den reifen Charme alter, verfeinerter Kultur ausstrahlende «Damenbildnis». Man spürt unmittelbar, daß in solchen Aeußerungen das Maß dieser Kunst erfüllt und das oft mißbrauchte Wort vom Meisterwerk gültig ist. Wer sich erkundigt, wann und wie diese Perlen neuerer französischer Malerei in die sonst vor allem auf die Münchner Kunst hin orientierte bayrische Staatsgalerie gekommen sind, wird auf die bei uns in ihrer richtungsweisenden Bedeutung nur von Wenigen erkannte Persönlichkeit des außergewöhnlichen Kunsthistorikers Hugo von Tschudi stoßen, den man als den ersten modernen Museumsmann bezeichnen darf. In seiner glänzenden Gestalt hat sich die Tragödie des Menschen wiederholt, der seiner Zeit an Einsichten und Erkenntnissen vorauseilte. Was München und Deutschland zum dauernden Wohle gereichte und gerade heute zu einem Quell der Erhebung geworden ist, wurde Tschudi zum dunklen Verhängnis.

Viele bedeutende Kräfte kamen zusammen, um diesen groß angelegten Menschen herauszustellen. Hugo von Tschudi war 1851 auf dem Gute Jakobshof am Semmering, südlich von Wien, als ein später Nachkomme des glarnerischen Staatsmannes und Geschichtsschreibers Aegidius Tschudi zur Welt gekommen. Sein Vater vervollständigte damals nach abenteuerlichen Fahrten in Südamerika seine naturwissenschaftlichen Studien. 1860 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Brasilien. 1866 wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister der Eidgenossenschaft beim österreichischen Kaiserhof ernannt. Die Mutter Hugos war die Tochter des Ludwig

Claude Monet (1840–1926): Seinebrücke von Argenteuil, 1874. 58×80 cm. Neue Staatsgalerie München.

Im Sommer des gleichen Jahres 1874, da Manet in Argenteuil an der Seine bei Paris mit Monet in nähere Beziehung trat, um von ihm in die Geheimnisse der impressionistischen Auffassung eingeführt zu werden, sind des einen «Barke» und des anderen «Seinebrücke» entstanden. Monet war damals 32 Jahre alt. Lange Versuche lagen schon hinter ihm, so daß er als erfahrener Meister auftreten konnte. Während die offizielle Malerei damals ausschließlich unter den leicht etwas künstlichen Bedingungen sorgsam abgedämpfter Ateliers zustande kam, drängte es Monet hinaus ins freie, bewegte Licht. Sein besonderes Anliegen war, die Dinge in ihrer natürlichen Umgebung von Luft, Licht und Atmosphäre zum Ausdruck zu bringen. Die stärkere Helligkeit mußte größere Farbigkeit zur Folge haben. Ein scharf beobachtendes Auge, das feine Tonunterschiede zu registrieren vermochte, war Voraussetzung für das Gelingen. Monet ging ganz von den akademischen Kompositionsvorstellungen ab. Er wählte sich draußen in der Natur interessante Bildausschnitte. Die Farben, die er wahrnahm, setzte er unvertrieben in deutlich sichtbaren Strichen oder Tupfen auf. Sein Vorgehen wurde lange Zeit als so ungewohnt und unverständlich empfunden, daß ihm nur Wenige zu folgen vermochten. Aber er erreichte sein Ziel. Er zwang eine Welt, mit seinen Augen zu sehen. Weil immer, wo starke Lichtfülle und starke Helligkeit sind, die Sonne scheint, wirken seine Bilder festtäglich. Des Künstlers Freude an der farbigen Schönheit der Dinge, an der strahlenden Pracht dieser Welt und an ihrem malerischen Reichtum, stimmen den Betrachter glücklich und froh.

Schnorr von Carolsfeld, der als Kustos an der Belvederegalerie in Wien tätig war, dem späteren Hofmuseum und heutigen kunsthistorischen Museum. Sie war eine Nichte des bekannten nazarenischen Malers gleichen Namens. Während der langen Abwesenheit des Vaters in Uebersee wurde Hugo in St. Gallen erzogen. Er genoß dort die vortreffliche Führung seiner beiden bedeutenden Onkel Iwan und Friedrich, von denen der letztere als Regierungsrat, Ständerat und als Verfasser des klassischen «Tierleben der Alpenwelt» hervorgetreten ist. Reich begabt, von eleganter, doch kraftvoller Gestalt, sportlich, aristokratisch, aufgeschlossen und auf gute Beobachtung erzogen, war er eine ungewöhnliche Erscheinung. Als Student der Rechte in Wien führte der junge Tschudi das Leben eines geistig und gesellschaftlich lebhaft interessierten, weltgewandten Mannes von Rang, wozu die Stellung des Vaters und dessen beträchtliches Einkommen die Voraussetzungen boten. Nach Abschluß der Universitätsstudien beschäftigte er sich autodidaktisch mit Kunstgeschichte und baute seine Anschauung von den Dokumenten auf Reisen nach Italien, England und Paris weiter aus. Einen großen Teil seines Lebens verbrachte er von da an bis an sein Ende auf Reisen zu den Kunstwerken. Wie wenigen seiner Kollegen war ihm daher der ganze erhaltene Bestand europäischer Kunst bis in abgelegene Klöster Spaniens oder Schlösser Englands und Rußlands aus wiederholten Besuchen wohlvertraut. Eine letzte weite Fahrt führte ihn schließlich gar nach China, Japan und Aegypten, den weiten Kreis seiner Interessen demonstrierend. — 1884 wurde Tschudi von dem als Forscher wie als Praktiker ausgezeichneten Eitelberger in Wien in den Museumsdienst eingeführt. Nachdem mehrere wissenschaftliche Aufsätze seine enge Vertrautheit mit der Kunst der italienischen Renaissance, die zur Zeit Jacob Burckhardts im Vordergrund der Beachtung stand, dargetan hatten, holte ihn noch im selben Jahr der entdeckungsfrohe und organisationsgewaltige Wilhelm von Bode als Assistenten an die eben damals mächtig aufstrebenden preußischen Museen in Berlin. Der wenig ältere Bode, eine Tschudi ähnlich geartete Führernatur, war rastlos tätig, mit dem Einsatz beträchtlicher Mittel vor allem aus der Gemäldegalerie

Paul Cézanne (1839–1906): Der Bahndurchstich. 1869. 80×138 cm. Neue Staatsgalerie München.

Wenn man sich deutlich macht, daß Cézannes «Bahndurchstich» zur selben Zeit entstanden ist wie Manets «Frühstück im Atelier» und daß Cézanne bloß sieben Jahre junger ist als Manet, so begreift man, daß eine Welt zwischen beiden liegt und daß Cézannes künstlerische Tat revolutionär und auf Jahrzehnte hinaus kaum verständlich wirken mußte. Bei ihm gibt nicht mehr der artistische Begriff des Schön- und Gutmalens das Maß der künstlerischen Rangstellung ab. Gewiß hat sein malerisches Handwerk die souveräne Sicherheit, Eleganz und Brillanz Manets bei weitem nicht erreicht, auch nicht angestrebt. Doch hat er als Künstler ein ganz anderes geistiges Niveau. Er ist viel weiter und tiefer eingedrungen in das oft so geheimnisvolle Reich der Kunst und hat daraus einen viel höheren Begriff vom Kunstwerk mitgebracht. Während Manet zuweilen nicht zu wissen scheint, auf welchen Gegenstand er sein prachtvolles Handwerk anzuwenden habe, wird Cézanne von seiner künstlerischen Intelligenz sicher geführt. Je mehr wir zeitlich Distanz von ihm gewinnen, desto deutlicher erweist er sich als die überragende Gestalt der zweiten Jahrhunderthälfte. Dargestellt ist ein Blick von Cézannes Atelier im Jas de Bouffan bei Aix in der Provence, an einem Geländeeinschnitt der Eisenbahn vorbei gegen den blau und stolz im Hintergrund sich auftürmenden Berg Sainte Victoire, den Cézanne so oft gemalt hat. Links im Mittelgrund hält dem Berg ein weißgetünchtes Bauernhaus das Gegengewicht. Wenn man näher zusieht, wird man merken, wie ausgewogen alle Teile und Formen gegeneinander sind. Alle Formen sind aufs äußerste vereinfacht; alles Unwesentliche ist mit fast puritanischer Strenge unterdrückt. Wie hart die Prüfung war, kann man an ein paar Stellen erkennen, wo durch Korrekturen ausgemerzte Stellen wieder durchgewachsen sind. Wir sind weit weg von allem Anekdotischen oder Gefälligen. Weil Cézanne eine große Seele hatte und einen herrlich freien und klaren Geist, spricht uns alles groß und frei und mit zauberhafter Klarheit an. Die reinen und starken Farben leuchten, daß man nicht glauben kann, sie wären schon bald achtzig Jahre alt. Das Bild entstand, als Cézanne sich eben von seiner ersten leidenschaftlich barocken Phase zum Stil seiner klassisch zu nennenden reifen Zeit durchgerungen hatte. Hie und da zuckt es noch wild von heimlichem Feuer.

ein Kunstinstitut heranzubilden, das der rasch wachsenden Stellung Preußen-Deutschlands als europäischer Großmacht entsprach. Weitblickend und energisch nahm er besonders in Italien und in England die als Folge der politischen und sozialen Umschichtungen sich bietenden Gelegenheiten wahr, Kunstwerke höchsten Ranges aller Arten aus allen Zeiten und Reichen der Kunst seinem Lande zu sichern. Tschudi war lange Jahre der engste Mitarbeiter dieses willensstarken und außergewöhnlich erfolgreichen Mannes, dessen großartiges Lebenswerk zu unser aller Schaden in diesem Krieg so entsetzlich verwüstet worden ist. Ständig lebte Tschudi in engstem Kontakt mit auserlesenen Werken der Kunst, prüfend, abwägend, vergleichend, forschend, genießend. Immer war er, hellen Geistes und klaren Auges, auf künstlerische Entdeckungen aus. Teils zusammen mit Bode, teils allein, verfaßte er die ersten wissenschaftlichen Kataloge der Skulpturensammlung sowohl wie der Gemäldegalerie, in denen eine Fülle von Daten niedergelegt ist. Aus der großen Zahl wissenschaftlicher Aufsätze ist der umfangreichste dem altniederländischen «Meister von Flémalle» gewidmet. Er war einer der bestausgebildeten und führenden Kunsthistoriker seiner Zeit, eng verbunden mit der ganzen künstlerischen Vergangenheit und von sicherem, überlegenem Werturteil, empfindlich für die Reize der Qualität und ein kritisch begabter Forscher und Kenner.

Aber das scheinbar so wohl angebahnte, aussichtsreich in die mächtige preußische Beamtenhierarchie eingebaute Leben nahm unerwartet, zum Entsetzen der alten Freunde und zur Freude der neuen, die er damit erwarb, einen ganz anderen Verlauf. Tschudi entdeckte das Künstlerische in der Kunst, jenes Element darin, das in seiner Zeit wirksam war. Das Reich der Kunst ist weit, und das Werk der großen Künstler hat viele Facetten. Die sich wandelnde Zeit wirft Licht auf immer neue Schönheiten, die sie entdecken läßt, während andere zurücktreten. Das späte neunzehnte Jahrhundert war eine stark rückwärts gewandte Zeit. Als Tschudi, verwundert zuerst und fast ungläubig, dann tief beglückt merkte, daß er Zeitgenosse einer bedeutenden Gruppe, ja einer Bewegung, gegenwartsbewußter Künstler war, hatte diese Erkenntnis revo-

Paul Cézanne (1839–1906): Der Bahndurchstich, 1869. 80 × 138 cm. Neue Staatsgalerie München.

Wenn man sich deutlich macht, daß Cézannes «Bahndurchstich» zur selben Zeit entstanden ist wie Manets «Frühstück im Atelier» und daß Cézanne bloß sieben Jahre junger ist als Manet, so begreift man, daß eine Welt zwischen beiden liegt und daß Cézannes künstlerische Tat revolutionär und auf Jahrzehnte hinaus kaum verständlich wirken mußte. Bei ihm gibt nicht mehr der artistische Begriff des Schön- und Gutmalens das Maß der künstlerischen Rangstellung ab. Gewiß hat sein malerisches Handwerk die souveräne Sicherheit, Eleganz und Brillanz Manets bei weitem nicht erreicht, auch nicht angestrebt. Doch hat er als Künstler ein ganz anderes geistiges Niveau. Er ist viel weiter und tiefer eingedrungen in das oft so geheimnisvolle Reich der Kunst und hat daraus einen viel höheren Begriff vom Kunstwerk mitgebracht. Während Manet zuweilen nicht zu wissen scheint, auf welchen Gegenstand er sein prachtvolles Handwerk anzuwenden habe, wird Cézanne von seiner künstlerischen Intelligenz sicher geführt. Je mehr wir zeitlich Distanz von ihm gewinnen, desto deutlicher erweist er sich als die überragende Gestalt der zweiten Jahrhunderthälfte. Dargestellt ist ein Blick von Cézannes Atelier im Jas de Bouffan bei Aix in der Provence, an einem Geländeeinschnitt der Eisenbahn vorbei gegen den blau und stolz im Hintergrund sich auftürmenden Berg Sainte Victoire, den Cézanne so oft gemalt hat. Links im Mittelgrund hält dem Berg ein weißgetünchtes Bauernhaus das Gegengewicht. Wenn man näher zusieht, wird man merken, wie ausgewogen alle Teile und Formen gegeneinander sind. Alle Formen sind aufs äußerste vereinfacht; alles Unwesentliche ist mit fast puritanischer Strenge unterdrückt. Wie hart die Prüfung war, kann man an ein paar Stellen erkennen, wo durch Korrekturen ausgemerzte Stellen wieder durchgewachsen sind. Wir sind weit weg von allem Anekdotischen oder Gefälligen. Weil Cézanne eine große Seele hatte und einen herrlich freien und klaren Geist, spricht uns alles groß und frei und mit zauberhafter Klarheit an. Die reinen und starken Farben leuchten, daß man nicht glauben kann, sie wären schon bald achtzig Jahre alt. Das Bild entstand, als Cézanne sich eben von seiner ersten leidenschaftlich barocken Phase zum Stil seiner klassisch zu nennenden reifen Zeit durchgerungen hatte. Hie und da zuckt es noch wild von heimlichem Feuer.

ein Kunstinstitut heranzubilden, das der rasch wachsenden Stellung Preußen-Deutschlands als europäischer Großmacht entsprach. Weitblickend und energisch nahm er besonders in Italien und in England die als Folge der politischen und sozialen Umschichtungen sich bietenden Gelegenheiten wahr, Kunstwerke höchsten Ranges aller Arten aus allen Zeiten und Reichen der Kunst seinem Lande zu sichern. Tschudi war lange Jahre der engste Mitarbeiter dieses willensstarken und außergewöhnlich erfolgreichen Mannes, dessen großartiges Lebenswerk zu unser aller Schaden in diesem Krieg so entsetzlich verwüstet worden ist. Ständig lebte Tschudi in engstem Kontakt mit auserlesenen Werken der Kunst, prüfend, abwägend, vergleichend, forschend, genießend. Immer war er, hellen Geistes und klaren Auges, auf künstlerische Entdeckungen aus. Teils zusammen mit Bode, teils allein, verfaßte er die ersten wissenschaftlichen Kataloge der Skulpturensammlung sowohl wie der Gemäldegalerie, in denen eine Fülle von Daten niedergelegt ist. Aus der großen Zahl wissenschaftlicher Aufsätze ist der umfangreichste dem altniederländischen «Meister von Flémalle» gewidmet. Er war einer der bestausgebildeten und führenden Kunsthistoriker seiner Zeit, eng verbunden mit der ganzen künstlerischen Vergangenheit und von sicherem, überlegenem Werturteil, empfindlich für die Reize der Qualität und ein kritisch begabter Forscher und Kenner.

Aber das scheinbar so wohl angebahnte, aussichtsreich in die mächtige preußische Beamtenhierarchie eingebaute Leben nahm unerwartet, zum Entsetzen der alten Freunde und zur Freude der neuen, die er damit erwarb, einen ganz anderen Verlauf. Tschudi entdeckte das Künstlerische in der Kunst, jenes Element darin, das in seiner Zeit wirksam war. Das Reich der Kunst ist weit, und das Werk der großen Künstler hat viele Facetten. Die sich wandelnde Zeit wirft Licht auf immer neue Schönheiten, die sie entdecken läßt, während andere zurücktreten. Das späte neunzehnte Jahrhundert war eine stark rückwärts gewandte Zeit. Als Tschudi, verwundert zuerst und fast ungläubig, dann tief beglückt merkte, daß er Zeitgenosse einer bedeutenden Gruppe, ja einer Bewegung, gegenwartsbewußter Künstler war, hatte diese Erkenntnis revo-

Vincent van Gogh (1853–1890): Blick auf Arles. 72×92 cm. Neue Staatsgalerie München.

Van Gogh ist ein menschlicher und künstlerischer Sonderfall, einer, der für sich allein steht und sich nicht einordnen läßt. Ein gehetzter Ekstatiker, der in leidenschaftlicher Erregung alle Formen und Farben visionär vereinfacht und gesteigert sieht und ihr heimliches Leben zu offenbaren vermag. Die heftige Intensität seiner Aeußerungen ist so stark, daß sie unmittelbar noch heute auf den Betrachter überspringt. Er fühlt sich gepackt und geht begeistert und ergriffen mit, unter dem Zwang, so zu sehen und so zu empfinden, wie es der Künstler will. Die Parallele zu Dostojewski liegt nahe. Das Wunder bei solch außergewöhnlicher Erscheinung und was ihn zum großen Künstler macht, ist, daß er bei aller Direktheit der Aussage und Spontaneität des Auftrages beherrscht bleibt und erstaunliche Subtilitäten und Nüancierungen zu notieren weiß. Zwischen drei knorrigen, grotesk angeschnittenen Pappeln geht der Blick über ein Gewässer und eine baumbestandene Gartenzone auf die gegen den Horizont sich abzeichnenden Häuser der Stadt Arles, unten an der Rhone in Südfrankreich. Man versuche einmal sich vorzustellen, was ein sanfter gestimmtes Malerherz hier für eine Idylle hätte erblicken können, was für zarte Abstufungen von Grün etwa im Mittelgrund, was für Nüancen der Luftperspektive! Bei van Gogh wird eine schmetternde Fanfare daraus. Er sieht in leuchtenden, heftigen Kontrasten, läßt sich von seinem leidenschaftlichen Trieb zu Steigerungen weit hinaus führen. Die lila getönten, zeichnerisch erfaßten Pappeln strömen wildes Leben aus. Das Wasser zeigt ihm farbige Reflexe. Die Gärten im Mittelgrund strahlen vor Licht. Sehnsucht nach expressivem Leben erfüllt alle Formen. Das künstlerische Gebilde, das unter so besonderen, einmaligen Umständen zustande kommt, ist völlig neu und eigen gewachsen, daß es noch heute jung und frisch wirkt wie am ersten Tag.

Wenn er gegen die ungebrochen herrschende, vom einflußreichen Kaiser gestützte, konservative und zugleich nationalistische Richtung nicht aufzukommen fürchten mußte, gelang es ihm immer wieder, private Stifter für unerläßliche Neuerwerbungen zu finden. Seine umfangreichen und großzügigen Ankäufe beschränkten sich keineswegs auf moderne Franzosen. Auch in der neueren und neuesten deutschen Kunst suchte er mit geschärftem Auge nach dem Künstlerischen. So sind auf seinen Antrieb die großartige Marées-Sammlung, das Beste und Schönste von Menzel und von Leibl, hervorragende Arbeiten von Caspar David Friedrich, von Blechen, Waldmüller, Rayski, Schwind, Schuch, Thoma, Trübner, aber auch von Böcklin und Feuerbach in die Galerie aufgenommen worden. Doch erst die große und großartige «Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775—1875» des Jahres 1906, die unter der Abkürzung «Jahrhundert-Ausstellung» zu verdienten Ehren gekommen ist, gab ihm Gelegenheit, zu zeigen, was für ein feiner und sicherer Entdecker künstlerischer Werte und Werke er war. Diese Veranstaltung bedeutete zugleich die überraschende Neuentdeckung vieler uns seither vertrauter, vorher jedoch vergessener Künstler und eine Umwertung mancher bis dahin nicht von ihren künstlerisch stärksten und reinsten Seiten her aufgefaßter Meister. Gegen eine Welt von Widerständen wurden die Akzente richtig gesetzt.

Als Tschudi, ermutigt durch diesen großen Erfolg und in der Gewißheit, damit zum Besten des ihm anvertrauten Institutes zu handeln, es im Jahre 1908 wagte, neben anderen Werken auch einige sorgfältig ausgewählte Hauptstücke moderner französischer Kunst zum Ankauf für die Nationalgalerie vorzuschlagen, «von denen er sicher sein konnte, daß sie dem Kaiser (der das letzte Wort hatte) unmöglich gefallen konnten», ja sogar auf ihrer Erwerbung trotz der deutlichen kaiserlichen Ablehnung zu bestehen, führte diese für jene Zeit unerhörte Kühnheit zu seinem jähen Fall. Tschudi mußte die Konsequenzen aus seinem nach den Begriffen jener vergangenen Welt gesellschaftlich unmöglichen Verhalten ziehen. Der deutsche Kaiser duldete keinen Widerspruch. Man male sich aber auch die Situation aus! Tschudi, überzeugt von der

Richtigkeit seiner Sache, getragen von dem beflügelnden Gefühl einer Mission, autoritär im Denken wie im Handeln, suchte dem selbstherrlichen, doch innerlich unsicheren Monarchen, der zur Kunst nur eine mehr allgemeine Beziehung hatte und Anton von Werner ungleich höher einschätzte als Manet, mit dem ganzen Charme seiner Persönlichkeit und mit seiner klaren Intelligenz beizubringen, daß die Erwerbung mehrerer Werke von van Gogh für die königlich preußische Nationalgalerie unerläßlich sei! Was sollte diese heftig angreifende, elementare, völlig neuartige Kunst mit dem Schönen zu tun haben! Für den Kaiser, der nach dem «Bedeutenden» strebte, waren das keine Bildvorwürfe. Die Malweise mußte ihm roh und unverständlich vorkommen. Seltsame Fügung: gerade dieser Ablehnung ist es zu danken, daß wir diese Bilder heute in Winterthur sehen können. Tschudi hatte sich nämlich, allzu sicher, daß er sich würde durchsetzen können und weil rascher Zugriff verbilligend sein mußte, den Verkäufern gegenüber bereits verpflichtet. Bode empfahl Tschudi als Generaldirektor der bayrischen Staatsgemäldesammlungen nach München und hatte damit seinen gefährlichsten Konkurrenten, den er freilich lange überleben sollte, los. Tschudi nahm an. Das Gesicht blieb gewahrt.

Mit sich nach München nahm er alle jene Gemälde, die dem Kaiser so sehr mißfallen hatten und uns heute in Winterthur so sehr beglücken. Seine Verwandten waren helfend eingesprungen, um die übernommene Verpflichtung von über 400 000 Mark zu decken. Mit sich nahm er aber auch die schreckliche Krankheit, die zunehmend sein Leben überschattete und schließlich 1911, im Alter von sechzig Jahren, sein Ende herbeiführte. Zuerst war es nur eine empfindliche Stelle am Nasenrücken; aber sie blieb unheilbar, breitete sich aus, entstellte ihn, den Schönheitsbedürftigen, der in der Jugend Adonis genannt worden war, grausam und war schließlich unverkennbar Lepra, die bei uns fast ausgestorbene Hautkrankheit.

In den wenigen Jahren, die ihm in München noch gegönnt waren, setzte er mit Energie eine durchgreifende Neuaufstellung des ausgedehnten, auf viele Stellen verteilten Bilderbestandes durch. Die alte Kunst war ihm nie fremd geworden. Es gab für Tschudi nur Kunst schlechthin, Kunst in mancherlei Gestalt, alte oder neue, gute oder weniger gute. Die intime Beschäftigung mit der Moderne ließ ihn in der historischen Kunst einige Neuentdeckungen machen, wie die lange verkannten Spanier Goya und Greco, und ergab Akzentverschiebungen und neue Lichter. Das Prinzip, das er als Galerieleiter vor einem halben Jahrhundert eingeführt hat, ist heute noch unverändert wirksam und ein zu erstrebendes Ideal geblieben.

Nach Tschudis Tod sind fast alle jene Gemälde, derenthalben er in Berlin zu Fall gekommen ist, und einige andere dazu, zum Gedächtnis des seltenen Mannes und bahnbrechenden Kämpfers um die gerechte Anerkennung der modernen Kunst als ein fürstliches Geschenk seiner Verwandten und Freunde den bayrischen Staatsgemäldesammlungen in München zugefallen, die damit in den Besitz eines unvergleichlichen Schatzes gekommen sind: zwei Werke von Daumier, fünf von Courbet, zwei von Manet, eines von Pissarro, drei von Cézanne, drei von Renoir, zwei von van Gogh, zwei von Toulouse-Lautrec, drei von Gaugin, eines von Guillaumin, drei von Maurice Denis, eines von Bonnard, zwei von Vuillard, eines von Hodler und eines von Rysselberghe.

Der Frühlingsgott

Und wieder ertönen
die sanften Glocken des Frühlings:
Am Waldrand
erstanden ist der bekränzte Gott.
Verschwenderisch
streut er die Gaben
über die Flur,
faßt Mädchenschöpfe,
braune und blonde,
und küßt die Erstaunten
mit glühendem Mund.

Walter Hunziker

Ostertag

Sie wußten, daß sie gehen sollten
und gingen still in langen Reih'n,
doch weil sie einsam werden wollten,
ging jeder bald den Weg allein.

Ein lauer Wind, voll süßen Hauches,
verwehte mild ihr letztes Leid;
wohl ungewohnt so seltnen Brauches
erbebten sie im dünnen Kleid.

Der Wächter saß beim Ackertore
und wußte nicht mehr, wie ihm war.
Er welkte mit dem Gräberflore,
und langsam schütterte sein Haar.

Sie aber gingen durch die Wände
und lebten wie zu ihrer Zeit.
Sie sind vielleicht schon Mund und Hände
im Spiel von unsrer Zärtlichkeit.

Albert Ehrismann

Nach dem Tag

Bin von all dem Glanz
Still und müde nun,
Will den welken Kranz
Von der Stirne tun.

Schließ' den Bilderband,
Leg' die Hände drauf;
Rings im Dämmerland
Blühn die Lichter auf.

Alle Menschentat
Ist zu End getan,
Und die Menschensaat
Fängt zu leuchten an:

Jedes Haus ein Korn,
Das von innen glüht,
Das zum Lebensborn
Sich zu läutern müht –

Jeder Mensch ein Licht,
Innerlich genährt,
Dessen Angesicht
Sich zum Frieden klärt.

Still im trüben Schein
Wird der Sinn bereit.
Sterne ziehen ein
In die Dunkelheit.

Hans Reutimann

Gebet

Hoffnungsmüde, angstbetäubt
und das Herze bang
ruht der Seele Flügelschlag
stirbt der Lobgesang.

Abendeinsam schwebt im All
sehnsuchtsvoller Hauch, —
Dich suchen wir, verlorner
Gott, — suchst Du uns auch?

Fritz Naschitz

WRIGHT MORRIS, ein amerikanischer Schriftsteller und Photograph

VON MAGDALENE SCHINDELIN, WELLESLEY, MASS. USA

Im Herbst 1947 erschien in New York ein Buch, das etwas Neues in seiner Art darstellt. Es trägt den Titel «Die Bewohner». Doch auf keinem Bild ist ein menschliches Wesen sichtbar, sondern nur Häuser, Hausecken, Hofecken, Straßenansichten, Scheunen, verlassene Farmhäuser, manchmal nur Gerümpel; nirgends eine Menschenseele. Aber diese Häuser reden laut von gegenwärtigen oder ehemaligen Bewohnern, wie in dem begleitenden Text bekräftigt wird. Es sind Menschen, an die der Europäer gewöhnlich nicht denkt, wenn er sich ein Bild von einem Amerikaner zu machen versucht.

Diesem amerikanischen Mittleren Westen gehört die Liebe und Bewunderung des Verfassers des genannten Buches: *Wright Morris*. Dort fühlt er sich verwurzelt, wennschon er noch als Kind aus dem Landleben in das Getriebe der Großstadt versetzt wurde. Sein Großvater war mit seiner Familie nach Westen gezogen. Im fruchtbaren Nebraska siedelte er sich an. Dort errichtete er seine «Heimstätte», zu der der Staat jedem Siedler, der seine Wanderlust mindestens fünf Jahre im Zaum halten konnte, 160 Acres zu je 25 Cents überließ — so war es in der «Homestead»-Akte 1860 festgelegt.

Hier verlebte Wright Morris als mutterlose Halbwaise seine ersten Lebensjahre. Eine unruhige Jugend war ihm beschieden. Mit zehn Jahren hatte er schon drei «Vizemütter» gehabt, in einem Dutzend Städten gelebt, fünfzehn bis zwanzig verschiedene Schulen besucht, manchmal auch zwei bis drei Wochen sich allein durchgeschlagen. Gleichmütig nahm er dies alles damals als zum normalen Leben gehörig hin. Nun scheint es ihm rückblickend ein Simplizissimus-Wanderleben, wie es «damals in Amerika noch möglich» war. Er ließ es sich nicht verdrießen, machte leicht und gern Freunde. Dem Aufgeweckten und Begabten fiel die Schule leicht. Später ging er dann aufs College in die Abendschule, um am Tage sein Brot verdienen zu können, wie Tausende und aber Tausende von jungen Leuten es in den amerikanischen Großstädten tun. Bei den oft stundenlangen Entfernungen und nach ermüdender Tagesarbeit ist solch ein Studium keine Kleinigkeit. Tagsüber war er damit beschäftigt, auf Rollschuhen die Gänge eines Riesenlagerhauses entlangzuflitzen, um ungeduldig wartenden Kunden in kürzester Zeit das Gewünschte zu holen. Die Abende verbrachte er in Hörsälen und Bibliotheksräumen. Da wuchs die Sehnsucht nach Freiheit. Allzulange ließ sie sich nicht unterdrücken. Ein Prospekt des Pomona College in Claremont (Kalifornien) fiel dem Studenten in die Hände, und leuchtende Erinnerungen an das sonnige Kalifornien stiegen in dem Städtemüden auf. Denn noch im Schulalter hatte der Junge schon verschiedentlich mit anderen ein invalides Auto gekauft und sich auf die abenteuerliche Fahrt nach dem Westen gemacht, um die weite Welt zu sehen, wie wir es in seiner Erzählung «My Uncle Dudley» beschrieben finden.

Sein Entschluß war also bald gefaßt, und das nächste Semester sah ihn in Kalifornien. Idyllisch liegt das Städtchen Claremont am Fuße hoher Berge in Apfelsinen- und Zitronenhainen versteckt. Im dortigen College herrschte eine wirkliche, lebendige, jugendfröhliche Demokratie, und es tat alles, um unbemittelten Studenten und Studentinnen das Studium zu ermöglichen. Gegen vierstündigen täglichen Arbeitsdienst in Küche, Speisesaal oder draußen im Gelände gab es freie Unterkunft und Verpflegung. Dazu konnte man sich noch durch Gelegenheitsarbeiten ein Taschengeld verdienen.

Am einträglichsten war die Nachtarbeit in den Apfelsinen- und Zitronenhainen. Da die Bäume höchst kälteempfindlich sind, müssen sie vor Frost künstlich geschützt werden. Sonst springt die Rinde, und das bedeutet den Verlust des Baumes. In den meisten Pflanzungen gab es damals nur recht primitive Schutzvorrichtungen, denn bei dem milden Klima Südkaliforniens ist die Frostgefahr im allgemeinen gering. Wenn solche droht, warnt der öffentliche Radiowetterdienst die Besitzer. Dann ziehen Wachmannschaften aus und machen sich an die Arbeit, kleine Petroleumöfelchen anzuzünden, die in den Anlagen verteilt ein blakendes Licht flackern lassen. Eine Schutzdecke aus Ruß bewahrt dann die kostbaren Bäume vor dem Erfrieren, während sich dem Auge von einer benachbarten Anhöhe aus ein phantastisch flimmerndes Lichtmeer darbietet. Wright Morris rechnet die Erinnerung an diese unglaublich schmutzigen und doch wiederum romantischen Stunden zu den schönsten Erinnerungen seiner Studentenzeit, die er trotz aller Arbeit fröhlich und zufrieden genoß. An Arbeit fehlte es auch nicht im Sommer. Einmal half er dem Collegepräsidenten, sich ein Sommerhaus am Meer zu bauen, und ein anderes Mal reparierte er eine Fähre unter Wasser. «Wahrhaftig», sagt Wright Morris im Gedenken an jene Zeit, «das waren amerikanische Tage. Fähigen, jungen Männern wurde alles geboten, und gewöhnlich brachten sie auch etwas fertig, und manche tun es heute noch.»

Das Studentenleben in Südkalifornien schien leicht und sonnig, verglichen mit dem schweren Dasein in der lärmenden, im Sommer drückend heißen und im Winter eisigkalten Stadt Chicago. Es genügte dem unternehmungslustigen, sich leicht zurechtfindenden Studenten, bis er eines Tages das aufregende Hauptwerk Oswald Spenglers in der Bibliothek fand. Der Eindruck war gewaltig. Den Verfasser des Buches *mußte* er in Europa aufsuchen! Ein Zögern gab es nicht. In den Sommerferien machte er sich auf den Weg nach Osten. Zum großen Teil zu Fuß und dann wieder als blinder Passagier in Güterzügen erreichte er Chicago. Dort machte er Aufenthalt, um Reisegeld zu verdienen. In einem Bierausschank der damaligen Weltausstellung fand er Beschäftigung. Seine Geschicklichkeit und Findigkeit kamen ihm gut zustatten. Bald wettete er mit dem skeptischen Besitzer, er könne die Tageseinnahme verdoppeln, wenn man den Leuten draußen im Jahrmarktsgedränge mittels Lautsprecher klarmache, wie gut das Bier und wie groß der Durst sei. Das Experiment wurde gemacht, die Wette gewonnen, der Verbrauch nicht nur verdoppelt, sondern verdreifacht.

Eine schöne Summe Geldes wäre ihm sicher gewesen, wenn eine ihm noch heute eigene Gleichgültigkeit dem Mammon gegenüber weniger groß und sein Wunsch, Europa zu sehen, weniger brennend gewesen wäre. Dieser Wunsch wurde nun erfüllt. Mit einem Frachtdampfer ging es nach Antwerpen. Die nächsten zwei Jahre zieht Wright Morris in Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich herum; am längsten bleibt er in Wien. Dort erwacht die Idee, Schriftsteller zu werden. Mit neuem und tieferem Verständnis für seine Heimat, die ihm nun «God's great country» ist, kehrt er nach Amerika zurück. Zu Quellen geistiger Kraft waren ihm (zum Teil schon früher) die Werke Thoreaus, Whitmans, Rilkes und Sher-

VIER PHOTOS VON WRIGHT MORRIS • USA

Landschule mit Schuppen und »Freiluft Willy« (WC im Freien) bei Filley, Nebraska

◄ Getreidesilo — der Wolkenkratzer der Ebenen Nebraskas. Aufgenommen bei Roca

Wohnhaus in Washington, D. C. ►

Scheune in den roten Ebenen Nebraskas. Daneben einer aus dem Jahrgang 1916. Motiv bei Battle Creek

wood Andersons geworden. Daneben verblaßte Spenglers Einfluß. Allzu seßhaft ist er auch heute noch nicht, obwohl er sich (im Osten im Staate Pennsylvanien) niedergelassen hat. Doch die Wanderjahre sind abgeschlossen. Aus dem chaotischen Vielerlei ist Klarheit und Ordnung geworden. Nicht mehr die Eingebung des Augenblicks, sondern ein werdendes neues Werk treibt ihn jetzt an, wenn er sich auf Wanderschaft begibt und in einem kleinen Ford, der auf dem letzten Loch pfeift, im weiten Land abseits der großen Heerstraßen herumzieht und mit großer Beute an inneren Bildern und Erlebnissen und Photographien heimkehrt.

Seine Bücher (My Uncle Dudley, 1942; The Man Who Was There; The Inhabitants, 1946) dürften, abgesehen von den Bildern, die für sich selbst sprechen, nicht auf den ersten Schlag leicht zugänglich sein; wenigstens nicht für den Europäer, dem Amerika unbekannt ist. Sie sind bis zum Rande gefüllt mit amerikanischem Volksleben. Man müßte sie mit den Ohren, nicht nur mit den Augen aufnehmen. Rhythmus, Tonfall, alles ist wichtig. Darum sind sie aber auch so sehr geeignet, die in ihnen sich offenbarende Welt dem Leser nahezubringen. Wright Morris legt Wert darauf, nicht als Photograph, der schreibt, bekannt zu werden, sondern als Schriftsteller, der einen eigenartigen Gebrauch von seinen Aufnahmen macht. Mit Verständnis und Humor, ohne Gefühlsduselei, manchmal nicht ohne Satire, werden die Menschen, besonders solche, die nicht viel Worte im Leben verschwenden, lebendig vor uns hingestellt.

Auf seinen Wanderfahrten ist ihm die Einsicht gekommen, daß in den kleinen Städten und auf den Farmen das eigentliche Amerika zu finden ist und nicht in den großen Industriestädten. Er möchte dieses Amerika durch Wort und Bild lebendig erstehen lassen, dessen Volkskunde schaffen; denn es ist in Gefahr, zu verschwinden und vergessen zu werden. Nicht müde wird Wright Morris, auf seinen Fahrten den gewöhnlich übersehenen kleinen Mann zu beobachten und ins Gespräch zu ziehen. Stundenlang kann er in einem winzigen Städtchen Halt machen und an einer Straßenecke stehen und den Strom der Menschen beobachten. Ein scharfes Auge und Ohr für das Charakteristische und Wesentliche hilft ihm sein Werk gestalten. Mit Thoreau, den er sehr bewundert, ist er überzeugt, daß alle architektonische Schönheit und alles Eigentümliche aus den Bedürfnissen und dem Charakter des Bewohners entspringt und von innen nach außen wächst. So werden ihm die Behausungen lebenswichtig wie die Menschen, die darin wohnen. Nichts scheint ihm schon als Kind so gedrängt voll wie die Zimmer eines verlassenen Hauses; ja nur leere Häuser sind ihm «bewohnt». Je mehr man aus ihnen forträumt, desto klarer und deutlicher steht der Bewohner vor seinem inneren Auge. Nicht länger wundern wir uns über den Titel «Die Bewohner» auf einem Buch, dessen Bilder nur Häuser und Ueberreste von Häusern zeigen. Reiches menschliches Leben pulst ihm hinter diesen einsamen Mauern und Zäunen. Ein guter Kommentar zu seiner Auffassung ist die folgende Stelle in seinem eigenartigen Buch «The Man Who Was There»: «Eine Photographie eines Hauses — das ist alles; nur ein Haus. Oder vielleicht ist es eine Arche, denn das Land erstreckt sich flach wie das Meer, glatt und leer wie das Meer ... So weit man sehen kann, gibt es nichts anderes. Keinen Balken, keinen Baum. Außer diesem Haus gibt es kein Zeichen, daß irgend jemand je gern hier gewesen ist, sich niedergelassen hat, oder irgend etwas zurückgelassen hat, was ihn wieder herbringen könnte. Alles, was jetzt noch hier ist, ist dieses Haus. Es ist ein großes Haus, ein Stadthaus, und könnte in der Fabrik bestellt (mailordered) und fertig abgeliefert worden sein. Aber das Land fängt an, seiner müde zu werden. Die städtische Veranda ist fort, und nur die Narben, wo sie sich anlehnte, sind übrig. Alles Lose, nicht Festgenagelte, ist verschwunden: die Fensterläden, die losen Verschalungsbretter unten am Boden; und über die Fenster gerade vor dem Photographenapparate sind fünf Bretter genagelt. Das ist das einzige, was uns andeutet, daß jemand zurückkommen könnte. Solange die Bretter dableiben, solang besteht die Möglichkeit, daß jemand zurückkommen könnte.»

Der menschliche Bezug ist es, auf den es ihm ankommt, und ein nur malerisches Bild erscheint ihm leer, völlig leer.

Land und Leute der Marquesas-Inseln

Von Robert Louis Stevenson, 1850—1894

Eine erste Erfahrung kann niemals wiederholt werden. Die erste Liebe, der erste Sonnenaufgang, die erste Südseeinsel sind einzigartige Erlebnisse, die an eine jungfräuliche Empfindungswelt rühren.

Keine Seele an Bord meines Schoners «Casco» hatte jemals Fuß auf die Marquesas-Inseln gesetzt und niemand, außer durch Zufall, kannte ein Wort von irgendeiner der Inselsprachen. So näherten wir uns denn mit einem Gefühl, das der erregten Spannung von Forschungsreisenden glich, diesen problematischen Küsten. Das Land wellte sich in Gipfeln und aufsteigenden Tälern; es stürzte jäh ab in Klippen und Felsvorsprüngen. Seine Farben durchliefen fünfzig Modulationen von Perlmutter, Rosenrot und Oliv, und das Ganze krönten opalisierende Wolken. Das Ineinanderfließen zartester Töne täuschte das Auge; die Schatten der Wolken verschmolzen mit der Gliederung der Berge, und die Insel und ihr ätherischer Baldachin schimmerten vor unseren Augen wie eine einzige, einheitliche Masse. Ein Signal gab es nicht, Rauch von Städten und arbeitsame Piloten waren nicht zu erwarten. Irgendwo in jener blassen Phantasmagorie von Klippen und Wolken war unser Hafen verborgen, und irgendwo östlich davon lag — als einzig gegebener Punkt auf der Karte — ein gewisses Vorgebirge, bekannt als irgendein Kap Adam oder Eva, Hans oder Gretchen, und durch zwei Kolossalfiguren, grobe Bildwerke der Natur, ausgezeichnet. Diese sollten wir finden, nach diesen reckten wir unsere Hälse und hielten wir Ausschau, suchten wir mit unseren Gläsern und forschten wir, hin und her disputierend, auf den Karten; aber die Sonne stand über unserem Scheitel, und das Land lag dicht vor uns, bevor wir sie entdeckten. Steil sprang der Gischt an ihrem Fuße empor, seltsame, strenge und gefiederte Berge ragten im Hintergrund. Wir fuhren am Ufer entlang. Backbord hörten wir das Donnern der Brandung; ein paar Vögel flatterten fischend am Bug; kein Laut sonst, noch Anzeichen des Lebens von Mensch oder Tier auf jenem ganzen Teil der Insel. Von ihrem eigenen Impetus und der sterbenden Brise beflügelt, schoß die «Casco» unter den Klippen hin, erschloß uns eine Bucht mit einem Strand und einigen grünen Bäumen und huschte weiter, in der Dünung sich wiegend. Kurze Zeit nachher gähnten wieder die Felsen, diesmal aber mit einer tieferen Einbuchtung, und die «Casco» begann, unter Wind in die Bucht von Anaho zu gleiten. Die Kokospalmen, jene Giraffen unter den Pflanzen, die so anmutig und ungelenk zugleich und europäischen Augen so fremdartig erscheinen, konnten wir am Strande sich drängen und die steilen Berghänge hinaufklettern und umsäumen sehen. Rauhe, nackte Hügel umschlossen von beiden Seiten die Einfahrt; landeinwärts sperrte sie ein zerklüftetes Bergmassiv. In jeden Spalt jener Mauer hatte sich der Wald gezwängt, nistend und horstend wie Vögel in einer Ruine, und hoch droben umgrünte er die messerscharfe Klinge der Gipfel.

Im Schutze der Ostküste schlich unser jetzt allen Windes barer Schoner weiter, langsam dem Lande zu; das flotte Fahrzeug schien, wenn erst einmal in Fahrt gebracht, aus sich die Bewegung zu erzeugen. Vom nahen Ufer her erklang das Blöken junger Lämmer; ein Vogel sang in den Bergen; der Duft des Landes und von Hunder-

ten von Früchten oder Blumen strömte uns als Willkommensgruß entgegen, und schließlich tauchten, erhöht am Fuße der Hügel gelegen, ein, zwei Häuser auf, von denen das eine anscheinend sogar von einer Art Garten umsäumt war. Diese seltenen Behausungen, Flecken von Kultur, waren Spuren des vorübergehenden Aufenthalts des weißen Mannes. Hunderte von Inseln hätten wir anlaufen können, ohne auf ihresgleichen zu stoßen. Es dauerte noch eine Weile, ehe wir das Eingeborenendorf erspähten, das (nach allgemeiner Sitte) hart an einer Ausbuchtung des Strandes lag. Vor ihm, über einem konkaven Bogen von Korallenriffen, heulte und schäumte das Meer. Denn beide, Kokos und Insulaner, lieben die Brandung und suchen ihre Nähe. «Die Koralle mehrt sich, die Palme wächst, aber der Mensch vergeht», sagt das traurige tahitische Sprichwort; allein, solange sie leben, sind sie alle drei am Strande Gesellen.

Der Schoner drehte bei, der Anker fiel. Es war nur eine kleine Handlung, aber ein großes Ereignis; meine Seele versank mit dieser Vertäuung dorthin, von wo kein Ankerspill sie losreißen und kein Taucher sie je wieder heben sollte, und ich wie ein Teil meiner Schiffsgesellschaft waren von nun ab Hörige dieser Inseln.

Der Hafen, Markt, Regierungssitz und religiöse Mittelpunkt dieser wilden Inseln heißt Tai-o-hae und zieht sich auf Nukahiva den ganzen Strand einer steilen, grünen Bucht entlang. Es war mitten im Winter, als wir dort ankamen, und das Wetter war schwül, stürmisch und unbeständig. Die Windböen brausten vom Lande her durch die zerrissenen Felsschluchten, um im nächsten Augenblick aus der Richtung des Meeres die Schildwachen der Inselchen zu passieren, die der Einfahrt vorgelagert sind. Schwere, dunkle Wolken verhüllten die Gipfel; der Regen brüllte und schwieg von neuem, und am nächsten Tag sahen wir die Hänge des Amphitheaters mit den weißen Bartsträhnen der Gießbäche bekleidet. Am Strande zeigt die Stadt eine lückenhafte Front zumeist weißer Häuser, alle im Laube einer grünen Allee eingenistet. Eine Landungsbrücke ist vom Meer aus über den Wogengürtel geschlagen. Oestlich davon liegt auf einem vorspringenden, buschigen Hügel das alte Fort, das heute die Kalabuse oder das Gefängnis ist. Noch weiter östlich flattert auf dem einsam in einem Garten gelegenen Gouvernementsgebäude die französische Fahne. Genau in der Höhe des Gefängnishügels wiegt sich der winzige Regierungsdampfer an seinem Ankertau. Morgens etwa um die richtige Zeit (so genau wird es damit nicht genommen) zeigt er durch Hissen der Flagge an, daß es acht Glas ist, und die sinkende Sonne grüßt er durch Abschießen einer Muskete.

Hier wohnt und teilt sich in die Annehmlichkeiten des Klubs (der aus einem Billard, Absinth, einer Erdkarte nach Mercator und einer der angenehmsten Veranden in den Tropen besteht) eine Handvoll Weißer der verschiedensten Nationalität, vornehmlich französische Beamte, deutsche und schottische Handelsgehilfen sowie Agenten des Opiummonopols. Außerdem sind noch drei Barbesitzer am Ort, ein schlauer Schotte, der die dortige Baumwollspinnerei leitet, zwei weiße Damen und ein paar andere Leute «vom Strande» — ein Südsee-Ausdruck, für den es kein genaues Aequivalent gibt. Die Gesellschaft ist angenehm und gastfrei. Ein Europäer, den man häufig auf den Pfosten des Brückenkopfes sitzen sehen konnte, verdient dank seiner ungewöhnlichen Geschichte und Erscheinung noch ein besonderes Wort. Vor langer Zeit verliebte er sich in eine einheimische Dame, einen weiblichen Oberhäuptling aus Ua-pu. Auf seine Annäherung hin erklärte sie, niemals einen Mann lieben zu können, der nicht tätowiert sei, worauf unser Held sich mit einiger Seelengröße in die Hände der Tahukus begab und mit noch bewunderungswerterer Seelengröße aushielt, bis der Prozeß vollendet war. Sicherlich hatte er schwere Unkosten zu tragen — denn die Tahuku arbeiten nur gegen hohen Lohn — und ebenso sicher die raffiniertesten Schmerzen. Er wurde von Kopf bis zu Fuß nach den anerkanntesten Methoden der Kunst tätowiert und stellte sich als neuer Mensch seiner Gebieterin vor. Aber die wankelmütige Schöne vermochte ihn von jenem Tage an nie anzusehen, ohne zu lachen. Wenn überhaupt, so paßte auf ihn das Wort, daß er zwar nicht weise, aber allzu stark geliebt hatte.

Im Osten der Bucht zerschellen Wogen von sechs bis sieben Fuß Höhe direkt an der Mauer eines Hauses, das unablässig von ihrem Dröhnen widertönt und daher nur für einsiedlerische oder doch zum mindesten einsilbige Bewohner geeignet ist. Hier erfreut sich Mr. M'Callum zusammen mit einem Shakespeare und einem Burns der Gesellschaft der Wogen. Sein Name sowie der Burns bezeugen sein schottisches Blut, doch ist er in Amerika geboren, irgendwo im äußersten Osten, und war von Beruf Schiffszimmermann. Zahlreiche Weiße, die man über die Südsee verstreut findet, repräsentieren das künstlerische Element ihrer Klasse. Sie genießen nicht nur die Poesie ihres neuen Lebens, sondern sind eigens auf der Suche nach ihr dorthin gekommen. Ich war einmal Schiffsgenosse eines Mannes, der, obwohl nicht mehr jung, seine erste Seereise machte aus schierer Liebe zu Samoa. Wenige Reisebriefe in einer Zeitung hatten ihn auf seine Pilgerfahrt geschickt. Mr. M'Callum bot ein anderes derartiges Beispiel. Auch er hatte von der Südsee gelesen; er liebte solche Lektüre und ließ das Bild der fremden Welt sich in seinem Herzen einnisten, bis er es nicht mehr aushielt und nach seiner ungekannten Heimat aufbrach. Nun lebt er schon seit Jahren in Hiva-oa, wo er zufrieden schließlich auch seine Knochen zur Ruhe legen wird.

Aus «In der Südsee» von R. L. Stevenson, Bd. 1

Indonesien von heute

Sechs Photos von Cas Oorthuys

Cas Oorthuys, ein holländischer Photograph, hat im Jahre 1947 zwei Monate in Java zugebracht und mit Zustimmung der holländischen sowohl als der republikanischen Autoritäten dort eine einzigartige Bilderserie geschaffen. Eine große Zahl der Aufnahmen sind im Contact-Verlag in Amsterdam in einem Büchlein unter dem Titel erschienen: Ein Staat im Werden. — Zu den im «Du» erschienenen Aufnahmen schreibt der Photograph:

Die Verhandlungen zwischen den Holländern und den Indonesiern sind jetzt, mit Hilfe der UNO, wieder im Gange und werden hoffentlich zu einem für beide Seiten befriedigenden Ende führen. Auf der einen Seite stehen die Holländer, die der Meinung sind, daß sie sowohl durch ihr Recht als auch durch ihre Pflicht gebunden sind, die Führung von Land und Volk vorläufig in der Hand zu behalten. Auf der anderen Seite steht ein Volk, das Hunderte von Jahren unter der Regierung und oft unter dem Druck einer fremden Macht lebte. In den letzten 50 Jahren war diese Führung viel humaner als früher, und es zeigte sich unter den Holländern ein starker Drang, die Indonesier in den Verwaltungsapparat einzuschalten. — Dann kam der Krieg. Die Holländer wurden interniert, und die Japaner nahmen die Macht in ihre Hände. Als die Kämpfe zu Ende waren, entstand plötzlich eine Leere, und das Volk bekam aus der Zwangsläufigkeit der Entwicklung seine Freiheit. Durch diese Entwicklung wurden gutwillige, aber auch böswillige Kräfte entfesselt, die schon lange im Volke schlummerten. — Oft ist der Idealismus kindlich, aber öfter noch rührend in seiner Größe. Auffallend ist der Wissenshunger und der Drang nach Schulunterricht, um den auffallend hohen Prozentsatz Analphabetismus zu reduzieren.

Als die Revolution einsetzte, haben viele begeisterte Jugendliche geschworen, die Haare nicht schneiden zu lassen, ehe sie von Japanern und «Blanda's» befreit sein würden. Die Vernünftigsten spotten jetzt selbst über diesen Fanatismus.

Die indonesischen Dienstboten der Holländer bekommen in Batavia Bezugsscheine. Daher sind sie bereit, den Holländern zu dienen, denn nur für Geld würde man kaum eine finden können. Stundenlang stehen sie an; ruhig und dicht aneinandergedrängt warten sie, um Einkäufe zu machen.

Im Anfang des Krieges wurden die Weißen — genannt die Blanken — von den Japanern interniert. Zur Zeit gibt es nur eine kleine Anzahl Missionare, die im Gebiet der Republik in vollkommener Ruhe mit Hilfe der Republikaner ihre Arbeit fortsetzen. So kann es geschehen, daß Kinder von fünf und sechs Jahren noch niemals einen Blanken sahen und ihm scheu aus dem Wege gehen.

Javanische Kinder

Ungefähr 93 Prozent der Indonesier können weder lesen noch schreiben. Auf jedem Markt findet man Schreiber, die Briefe, Kaufverträge usw. aufsetzen. Hier sieht man einen chinesischen Briefschreiber, der ein Muster vor sich liegen hat.

Holz gehört zu den wichtigsten Rohstoffen. Im Augenblick gebrauchen die Republikaner das Holz als Brennstoff für Eisenbahnen; die Kohlenwerke werden nur mangelhaft betrieben. Selbstverständlich bedeutet das eine Gefahr, insbesondere für die Djatti-Wälder, da zu viel und zu schnell gefällt wird.

Was können wir von der Philosophie der Inder lernen?

HELMUTH VON GLASENAPP

Die Frage, ob die Philosophie der Inder für das Abendland irgendeine Bedeutung besitzt, ist sehr verschieden beantwortet worden. Während viele die Ansicht vertreten, der indische Geist sei so primitiv oder phantastisch, daß seine Erzeugnisse keinen Wert hätten, erwarten andere von dem Studium der Systeme des Gangeslandes «ungehobene Schätze, in denen die Vorwegnahme okzidentalischer Entwicklungsresultate überrascht» (Ed. v. Hartmann) oder eine Grundveränderung «in unserem Wissen und Denken» (A. Schopenhauer). Die Unterschiedlichkeit dieser Urteile erklärt sich daraus, daß die verschiedenen Kritiker, je nachdem sie ihre eigene Lehre in Indien wiederzufinden glauben oder nicht, im Wege falscher Verallgemeinerung über die gesamte indische Philosophie den Stab brechen oder sie in den Himmel heben. Eine gerechte und objektive Beurteilung wird sich von derartigen subjektiven Beurteilungen fernhalten. Denn da die Inder im Verlauf ihrer fast dreitausendjährigen philosophischen Tradition vieles Große, aber auch vieles Abstruse hervorgebracht haben, wird es stets dem individuellen Ermessen überlassen bleiben müssen, ob man mehr des Guten oder des Schlechten unter den unübersehbar vielen Theorien findet, die ihre Schulen aufgestellt haben. Es soll deshalb hier nicht über Wahrheit und Irrtum der einzelnen Systeme debattiert werden, sondern vielmehr über die Frage, ob die Beschäftigung mit indischen Anschauungen für die Entwicklung unserer Kenntnis der Welt und des Menschen überhaupt von Nutzen sein kann oder nicht. Die Frage stellen, heißt, sie bejahen. Denn selbst wenn alles, was die indischen Denker gedacht haben, falsch wäre, würden ihre Irrtümer für das Verständnis der menschlichen Natur von größter Bedeutung sein, weil sie uns die Begrenztheit der menschlichen Erkenntnisfähigkeit eindringlich zum Bewußtsein bringen und uns zu einer Nachprüfung unserer eigenen Denkergebnisse veranlassen müßten.

1. Das erste und wichtigste, was wir von der indischen (und das gleiche gilt auch von der ostasiatischen) Philosophie lernen können, ist zweifellos die Tatsache, daß auch außerhalb des europäisch-westasiatischen Raumes seit Jahrtausenden Denker sehr verschiedener Prägung mit Scharfsinn und Hingabe die Geheimnisse des Daseins zu enträtseln und einen gangbaren Weg für die Lebensgestaltung zu finden gesucht haben. Wer sich vergegenwärtigt, daß von der vedischen Zeit an bis in unsere Tage in Indien in immer neuen Variationen Lehrgebäude aufgestellt worden sind, welche dieselben Probleme zu lösen versuchten, mit denen unsere Philosophen gerungen haben und noch heute ringen, der wird nicht mehr mit törichtem Europäerhochmut glauben können, daß das Philosophieren ein spezielles Vorrecht des westlichen Menschen darstelle und daß er allein imstande sei, die Wirklichkeit geistig zu erfassen und begrifflich zu durchdringen.

Ein Vergleich der indischen Philosophie mit der abendländischen ist dadurch besonders fruchtbar, weil die indische vollständig unabhängig von ihrer westlichen Schwester entstanden ist und sich ohne wesentliche Beeinflussung durch diese entwickelt hat. Die zahlreichen Uebereinstimmungen, die zwischen beiden sowohl hinsichtlich ihrer Lehren und Richtungen wie in ihrem geschichtlichen Werdegang bestehen[1], zeigen, daß der Mensch aller Himmelsstriche den gleichen Problemen nachgeht und diese gewissermaßen zwangsläufig in ähnlicher Weise zu lösen sucht.

2. Betrachten wir die indischen Systeme näher, so zeigt sich, daß sie zwar in vielen ihrer Lehren und in ihren Grundrichtungen zu denen des Abendlandes in Parallele gestellt werden können, daß sie aber in den Details von diesen stark divergieren. Man hat den Eindruck, daß der Gesamtvorrat an philosophischen Ideen in Indien zwar im ganzen derselbe ist wie in Europa, daß aber die einzelnen Bestandstücke dieses Fonds anders verteilt und gruppiert erscheinen. So ist in Indien die dominierende Gottesvorstellung nicht wie im Westen die des Theismus[2], sondern die eines Pan-entheismus, der theistische und pantheistische Züge miteinander verbindet, und in ihrer Seelenlehre fassen die meisten Hinduschulen eine Fülle von Funktionen, welche die europäischen Denker der Seele zuschreiben, als Kraftäußerungen der die Seele umkleidenden feinen Materie auf. Besonders beachtenswert ist vor allem, daß Indien eine Reihe von Systemen hervorgebracht hat, welche zwar gleich den europäischen eine sittliche Weltordnung und eine Vergeltung aller guten und bösen Taten nach dem Tode lehren, hingegen die Existenz eines Weltregierers und Weltenrichters bestreiten. Bei den Buddhisten wird die natürliche und sittliche Ordnung der Dinge durch das unpersönliche Weltgesetz des Karma hergestellt; als Offenbarer ethischer Heilslehren und sittliches Vorbild fungieren die Buddhas, d. h. durch moralische Läuterung im Verlaufe vieler Wiedergeburten zu dieser Würde emporgestiegene Menschen; als Nothelfer werden die vergänglichen, karmisch gewordenen Gottheiten angerufen. In Indien erscheinen also die verschiedenen Aufgaben, welche die abendländische Metaphysik Gott zuweist, voneinander getrennt und auf eine Reihe von verschiedenen Faktoren verteilt. Anderseits läßt sich feststellen, daß in der indischen Institution der Kaste eine Fülle von Komponenten miteinander vereinigt auftreten, welche in Europa der Staat, die Kirche, die Innung und andere Verbände zu erfüllen haben. Es läßt sich daraus die Erkenntnis ableiten, daß zwar die Motive und die Gedanken, welche den einzelnen philosophischen Lehren zugrunde liegen, im Westen und im Osten dieselben sind, daß ihre Gruppierung und Koordination hingegen wesentlich abweicht. Es ist für den westlichen Philosophen deshalb besonders lehrreich zu sehen, wie viele Ideenkombinationen möglich sind, die außerhalb der Bahnen der bisherigen abendländischen Denkgewohnheiten liegen.

3. Das indische Weltbild ist seit der Upanishaden-Zeit von der Vorstellung beherrscht, daß jedes individuelle Dasein die Auswirkung der Taten eines ihm vorangegangenen ist. Folgerichtigerweise mußte daher angenommen werden, daß die Welt keinen zeitlichen Anfang hat und (da die Zahl der Wesen unendlich ist) auch nie ein Ende haben wird, weil selbst, wenn noch so viele Lebewesen die Erlösung erreichen und dadurch aus dem Weltprozeß ausscheiden,

[1] H. v. Glasenapp: «Entwicklungsstufen des indischen Denkens» (Halle 1940), «Indische und abendländische Philosophie». 31. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft (1944), S. 1—16.

[2] *Zur Erklärung einiger Ausdrücke. Theismus:* der Glaube an einen persönlichen, von der Welt verschiedenen, jenseitigen Gott und Weltschöpfer. — *Pantheismus:* die Lehre, wonach die Welt von Gott durchdrungen, in tausend Manifestationen an ihm teilhabend und mit ihm eins ist. — *Panentheismus:* die Lehre, wonach Gott in der Welt wirksamer und zugleich weltüberlegener, jenseitiger Geist ist. — *Karma:* ursprünglich das Unsterbliche im Menschen, später (nach Oldenberg: «Buddha», 1914) «der gewaltige Weltmechanismus, welcher den Wanderungen der Seele von Dasein zu Dasein den Weg vorschreibt und der in diesem Leben so oft unerfüllt bleibenden Forderung gerechter Verteilung der Geschicke in künftigen Existenzen Genüge tut». *Upanishaden:* Teile der altindischen religiös-philosophischen Literatur (Veden).

sich die Zahl der Wesen doch nie erschöpft, die infolge ihres Karma eine neue Existenz durchzumachen haben. Buddha lehrt auch schon, daß es unendlich viele Weltsysteme gibt; da nämlich die Erde nicht genug Möglichkeiten für die Realisierung der mannigfachen karmischen Vergeltung bietet, so muß es eine Vielheit von Weltsystemen geben, welche je eine von Sonne, Mond und Sternen umkreiste Erde und zahlreiche Höllen und Götterhimmel umfassen. Dieser Gedanke war auch insofern unumgänglich, als jedes Weltsystem periodisch dem Entstehen und Vergehen unterliegt und unsere Erde zeitweise als Wohnstätte für Lebewesen nicht vorhanden ist. Im Mittelpunkt dieser Vorstellungen steht der Glaube an eine sittliche Weltordnung, welche sich an jedem Einzelwesen mit unerbittlicher Notwendigkeit und automatischer Gesetzmäßigkeit manifestiert. Völker, Kasten und andere Menschengruppen sind nur zeitweilige Verbände von Individuen, die infolge eines ähnlichen Karma während einer kurzen Zeit zusammen auftreten. Da dasselbe Wesen aber in seinen verschiedenen Reinkarnationen bald als Tier und bald als Mensch, bald als Inder und bald als Chinese, bald als Hindu und bald als Buddhist geboren werden kann, konzentriert sich das philosophische Interesse auf das Einzelwesen, sein ethisches Handeln und sein Schicksal, während die Probleme Volk, Staat, Kirche, Klasse außerhalb des Aufgabenkreises der indischen Philosophie liegen. Eine Folge dieser Einstellung ist das geringe Interesse des Inders für alles Historische, denn «sub specie aeternitatis» gesehen, erscheinen die politischen, religionsgeschichtlichen und sozialen Veränderungen in der Welt als belanglos.

Im Westen hingegen ist, vorbereitet durch die Lehren von Zarathustra, Moses und Christus, eine Geschichtsphilosophie entstanden, welche die Erde als einzige Wohnstätte lebender Wesen ansieht und den Menschen zum einzigen Gegenstand der Welt- und Heilshistorie macht. Der Weltprozeß beginnt für diese Theorie mit der Schöpfung aus dem Nichts, verläuft einmalig in der Zeit von sechstausend Jahren und findet sein Ende mit dem Jüngsten Gericht und der Weltverklärung. Die Spekulationen über die Kollektiv-Versündigung der Menschheit in Adam und ihre Kollektiv-Erlösung durch Christus sowie über die Auserwähltheit Israels, die Stiftung der Kirche und die gottgewollten Schicksale der weltlichen Staaten führten zur Ausbildung einer Geschichtsmetaphysik, welche das europäische Denken aufs tiefste beeinflußte. Wenn diese auch durch das heliozentrische System des Kopernikus und die geographischen Entdeckungen erschüttert worden ist, wirkt die Vorstellung, daß die abendländisch-vorderasiatische Menschheit das alleinige Subjekt der Weltgeschichte und das eigentliche Objekt der Heilsgeschichte sei, bis heute nach. Obgleich das unhistorische Denken der Inder für uns nicht vorbildlich sein kann, bildet doch ihre übergeschichtliche Betrachtungsweise ein wertvolles Korrektiv für die engräumigen und kurzfristigen Konstruktionen, welche auch jetzt noch aus einem minimalen räumlichen und zeitlichen Ausschnitt aus den 600000 Jahren erdumspannender Menschheitsentwicklung den Sinn des Weltgeschehens zu erschließen suchen.

4. Die meisten indischen Philosophen haben im Gegensatz zu den meisten abendländischen die Neigung, Gegensätze nicht unüberbrückbar nebeneinander stehenzulassen, sondern eine Fülle von Stufen anzunehmen, welche zwischen ihnen vermitteln. So sind für sie auch Gut und Böse, Verblendung und Erkenntnis nur graduell, nicht wesensmäßig voneinander geschieden. Diese Anschauung ist besonders fruchtbar auf dem Gebiet der Ethik, weil sie die Annahme ermöglicht, daß auch der größte Sünder im Wege der Läuterung in zahlreichen Existenzen schließlich zu einem Heiligen werden kann; sie wirkt sich aber auch hinsichtlich der religiösen Toleranz günstig aus. Da für die Anhänger einer bestimmten Lehre alle andern Vorstufen ihrer Wahrheit sind, ist der Mehrzahl der Hindus die aggressive Unduldsamkeit bei der Bekämpfung anderer Meinungen fremd, welche in der europäischen Geistesgeschichte so traurige Früchte gezeitigt hat (Giordano Bruno). In dieser Hinsicht kann sich der Westen an den Indern ein Beispiel nehmen, und dies um so mehr, als die Toleranz der Hindus nicht bloß auf ihrer friedlichen Wesensart beruht, sondern in philosophischen Erwägungen ihren Grund hat — in der seit alters dem indischen Geiste fest verwurzelten Ueberzeugung, daß alle metaphysischen Lehren die Wirklichkeit nicht adäquat und erschöpfend darzustellen vermögen, sondern immer nur vergängliche und unvollkommene Gleichnisse für etwas sein können, das wir in seinem wahren Wesen nicht zu erkennen imstande sind.

Aus der neuen, hervorragend redigierten, weltoffenen, alle Auffassungsweisen, Problemgebiete und wesentlichen geistigen Strömungen umfassenden deutschen Vierteljahresschrift «Zeitschrift für philosophische Forschung», Band 1, Heft 1, Gryphius-Verlag, Reutlingen 1946.

Spanien in Frankreich

Mit vier Photos von Peter Zimmermann

Wir finden kaum Zeit, Paris anzusehen. Die herrlichen Ufer der Loire fliehen vorbei. Und von Südfrankreich bleiben nur einige wenige Bilder haften. Landschaft und Menschen, die in der wochenlangen Fahrt durch Frankreich an uns vorüberzogen, sind nur in kurzen, abgebrochenen Erinnerungen geblieben: ein Zigeunerlager vor dem kleinen Städtchen am Rande der Pyrenäen, eine Baumallee an der weiten Landstraße, ein Zug streikender Arbeiter, der Anschlag eines Truppenaufgebotes. Denn unsere Straße führt nach Spanien, nach Spanien in Frankreich.

Als sich vor zehn Jahren in Spanien der Bürgerkrieg seinem Ende näherte, zogen die geschlagenen republikanischen Kämpfer in großen Massen ins benachbarte Frankreich. Ueber die beschwerlichen Paßstraßen der Pyrenäen traten sie einen langen, traurigen Leidensweg an. Hinter ihnen schlossen die siegreichen Gegner die Grenze und versperrten den Auswandernden den Rückweg in die Heimat. Die Exilspanier in Frankreich hatten kaum Zeit, sich mit dem neuen Land anzufreunden, als sie zu Beginn des zweiten Weltkrieges in trostlose Internierungslager gesperrt wurden. Nun spielt sich ihr Leben für lange Zeit zwischen den Holzwänden von St. Cyprien, Vernet, Argelès, Noé und für viele im berüchtigten Schreckenslager von Gurs ab. Unter ihnen befindet sich eine große Zahl Kriegsamputierter, die das Leben hinter Stacheldraht am schwersten trifft. Mit der deutschen Besetzung beginnen neue Leiden: Deportationen nach Dachau, Auschwitz oder Buchenwalde, Auslieferungen an das feindliche Regime in Spanien. Einem Teil aber gelingt es, den Anschluß zu den kämpfenden Franzosen ins Maquis zu finden. Der Krieg ging zu Ende. Doch die Hoffnung der Spanier auf eine Rückkehr in die Heimat bleibt unerfüllt. Hinzu kommt, daß das ungeheure Ausmaß an Elend, das der Weltkrieg über die Menschen brachte, die Opfer des spanischen Bürgerkrieges vergessen ließ. Die Kriegsamputierten unter ihnen, von denen die meisten immer noch keine oder nur ungenügende Prothesen erhalten haben, müssen wieder ins Lager ziehen, falls sie nicht von einem gesunden Kameraden unterstützt werden. So sind sie heute noch in den trostlosen Lagerbaracken, humpeln an Krücken über die Lagerstraße und fristen mit Gelegenheitsarbeiten ein kärgliches Leben. Ihr Schicksal spielt sich seit über zehn Jahren zwischen Krieg, Lager, Deportation und wieder Lager ab. — Eine Mission der Schweizer Spende und des Arbeiter-Samariterbundes verhilft heute diesen Vergessenen endlich zu den dringend benötigten Prothesen. Den Mitgliedern der Missions-Equipe hat sich im Laufe der Arbeit ein erschütternder Einblick in die Lage der Spanier in Frankreich eröffnet. Mehr als die Hälfte der Amputierten ist nach der Operation an der Front und seither ohne Prothesen und ohne jede medizinische Hilfe geblieben. Die Prothesen der andern sind durch die harten Lageraufenthalte in einen völlig unbrauchbaren Zustand gekommen. Von vielen kann erst nach einem neuen chirurgischen Eingriff eine Prothese getragen werden. — Was die Kamera am Rande der Mission, während der Untersuchungen oder bei längeren Aufenthalten der Equipe in den Lagern festgehalten hat, mag abstoßend, grausam und erschreckend scheinen. Die Bilder sind nicht einer Sensation wegen entstanden. Sie wollen aber klar und ohne falsche Scheu das Elend aufzeigen, das ein verhältnismäßig kleiner Krieg hinterlassen hat, ein Krieg, der mehr als zehn Jahre zurückliegt und beinahe schon vergessen ist.

Peter Zimmermann

Canudas, Valencia, Artes, Fernandez, Romero und Lumbreras — eine Gruppe Amputierter aus dem Lager von Masseube (westlich Toulouse), wo die Equipe der schweizerischen orthopädischen Mission im Oktober 1947 arbeitete

Ignacio Perez, an beiden Händen verkrüppelt, arbeitet tagsüber bei den Bauern in der Umgebung, um seine Frau und ihr dreimonatiges Kind zu ernähren. Die Deformierung der linken Hand ist erschreckend. Die Finger stehen in einer Krallenstellung, ihre Spitzen sind pathologisch schwer verändert, die Nägel wachsen nicht mehr. Die Muskeln sind einem vollständigen Schwund verfallen, nur die Gegend der Handballen hebt sich noch als gesundes Gewebe hervor. Das Handgelenk ist versteift und der Vorderarm in einer starren Stellung fixiert. Die Granatsplitter eines Minenwerfers haben am 17. Dezember 1937 Ignacio Perez im Sektor von Teruel (Aragonien) an beiden Unterarmen verwundet, haben ihm Muskeln, Sehnen und Nerven zerrissen. Der Versuch einer Sehnenplastik scheiterte 1938 in Barcelona völlig. Seither lebt Perez in Lagern. Heute, zehn Jahre nach der schweren Verwundung, ist es für einen chirurgisch-orthopädischen Eingriff zu spät. Perez aber erhält mit der Arbeit seiner verkrüppelten Hände die Familie.

Die Prothese **Angel Lanaspas**, der als Knecht und Melker auf einem Bauernhof an der Loire arbeitet. Im August 1936 wurde ihm an der Front von Barbastro durch eine Handgranate der linke Fuß weggerissen. Im Frontspital mußte eine Notoperation ausgeführt werden, deren Resultat ein schlechter Amputationsstumpf ist. 1943 erhielt er eine Prothese aus Leichtmetall, die bei der schweren Landarbeit sehr schnell zu einem Wrack wurde.

Julien Pierre kämpfte mit einer internationalen Brigade in Spanien. Am Neujahrsmorgen 1936 traf ihn in Madrid die Maschinengewehrsalve eines Kampfliegers und durchschoß seinen rechten Arm, den rechten Oberschenkel und die linke Schläfe. Die Verletzungen haben Pierre zum schwerst vernichteten Patienten unserer Mission geschlagen. Selbst nach wochenlangem Umgang mit Kriegsinvaliden hat uns seine Untersuchung tief erschüttert. Pierre hat seine in der Regel tödlich verlaufenden Verletzungen überlebt. Als Folge der Hirnverletzung haben wir eine Sprachstörung, zeitweise epileptische Anfälle und eine vollständige Lähmung des bei der lokalen Schußverletzung glimpflich davongekommenen rechten Armes. Die Lähmung bezieht sich auch auf das rechte Bein, das unter dem Knie amputiert werden mußte infolge der Nerven- und Gefäßverletzungen am Oberschenkel. Die Lähmung der rechten Körperseite schließt es aus, daß der Invalide eine Prothese oder Krücken tragen kann. Seit Jahren bewegt sich Pierre auf einem Bein hüpfend durch die Straßen von Paris, erbettelt sich da und dort eine Mahlzeit und sucht gegen Abend eine Schlafstelle unter der Seinebrücke. Durch die Schweizer Mission hat er vor einigen Wochen einen Dreiradwagen erhalten. Aus seinen Jugendjahren trägt er auf der Brust tätowiert: «Remember» — Erinnere dich.

Erlebnisse auf Java

VON HEINRICH EGGENBERGER

Gekko und Tjiktjak — merkwürdige Haustiere

«Man muß sich an sie gewöhnen», sagte mir ein alter Holländer im unvermeidlichen weißen und hochgeschlossenen Kittel (unter dem entweder gar nichts oder ein Netzleibchen getragen wird) und lächelte dazu. Wie kann man sich an diese Gekkos und Tjiktjaks gewöhnen, dachte ich. Eidechsen, denn das sind sie, gehören irgendwohin, aber nicht ins Haus!

Ich *habe* mich daran gewöhnt und es dauerte nicht einmal lange. Ich habe sie sogar lieb bekommen, so, wie man Singvögel oder Schmetterlinge lieb bekommen kann: Eine unpersönliche Liebe, die nicht einem bestimmten Tiere gilt, sondern die ganze Gattung betrifft.

Die größeren, die Gekkos, und die kleineren, die Tjiktjaks, sind unermüdliche Jäger auf Fliegen, auf Mücken und Ameisen, und ich wollte *den* Tropenbewohner kennenlernen, der das Ungeziefer nicht schon verwünscht hat!

Die Gekkos greifen sogar die «größte Zierde» des Tropenhauses, die Kakerlaken, an und haben mitunter minutenlang zu würgen, bis sie einen braunen, harten Schwabenkäfer vertilgt haben. Diese Hauseidechsen sind nämlich unglaublich flink und spazieren selten auf dem Boden, sondern meistens an Wänden und Zimmerdecken herum. Sie sind imstande, minutenlang, wie hingemalt, unbeweglich zu sein, aber wenn Beute kommt — nun in diesem Falle *ist* Geschwindigkeit eine Hexerei.

Nur ein einziges Mal sind mir die Gekkos lästig geworden, als ich in einem uralten Hause Quartier bezogen hatte. Da waren etwa ein Dutzend Gekkos drin, vielleicht auch mehr, und die versammelten sich, sobald die Lampe angezündet wurde, in meinem Schlafzimmer. Das wäre eigentlich erfreulich gewesen, denn Mücken und Ameisen gab es genug. Aber — wenn ich schlafen wollte, so brüllten sie einander ihr «gekko-gekko» zu, und es hatte einige Dauerredner dabei; Dauerredner mit Stentorstimmen, die mich oft aus dem Schlafe weckten. Was tun? Ein Griff unter dem Mückennetz heraus, Pantoffel und Wurf. Wohl hörte ich das Geraschel einer vielbeinigen Flucht. Vielleicht war es auch für eine oder zwei Minuten still, aber dann ging es wieder los: «gekko-gekko». Wenn sie siebenmal hintereinander rufen, so bringt es Glück, behaupten die Eingeborenen, und wenn ich schon nicht schlief, so zählte ich eben. Einmal habe ich bis sieben zählen können, dann bin ich hochbefriedigt eingeschlafen, und am folgenden Tag gab es Hochwasser, daß ich das Haus verlassen mußte. Den Gekkos hat es nichts gemacht, und wo das Glück geblieben ist, das mir der siebenfache Ruf bringen sollte, frage ich mich heute noch.

Cassian, ein Auslandschweizer

Wir kannten einander nur flüchtig, von der Hochschule her. Später hörte ich zufällig, Cassian sei als Chemiker zu einem Zuckerkonzern nach Java gegangen — und kümmerte mich nicht weiter drum. Als ich aber selber nach Niederländisch-Indien kam, nahm ich mir vor, ihn zu besuchen. Gelegentlich einer Ferienreise richtete ich meinen Weg über Malang, eine luftige Stadt in fast 500 Meter Meereshöhe, und suchte ihn auf. Da stand er, genau wie ich ihn in Erinnerung hatte, im Laboratorium, einem geräumigen, aufs modernste eingerichteten Gemach, und nach den üblichen Begrüßungsformeln und Höflichkeitsfragen erzählte er von seiner Arbeit. «Das Ueberwachen der Zuckerherstellung ist nicht meine Aufgabe», erklärte er mir. «Ich habe mich nur mit Bodenanalysen und den Versuchspflanzungen abzugeben. Das Zuckerrohr entzieht nämlich dem Boden, der Ackererde, sehr viele Nährstoffe, und vor jeder Neuanpflanzung wird genau untersucht, was dem Boden fehlt, und danach wird die Düngerzusammenstellung abgestimmt. Die Konkurrenz ist scharf und daher eine gute Ausbeute unbedingt nötig.»

Wahrscheinlich sah er meinem Gesicht an, daß ich von seiner Wirksamkeit nicht besonders begeistert war; denn ich hatte keine Ahnung von Cassians wissenschaftlichen Sorgen und Nöten. «Sie machen sich keinen Begriff davon, wie verschieden die Böden sich betragen! Zwei Böden, die zum Beispiel dieses Jahr als genau gleichwertig betrachtet werden müssen, liefern erstens nicht mit Sicherheit gleiche Erträge und ändern zweitens ihren Charakter im Laufe der Jahre in ganz verschiedener Weise, auch wenn sie genau gleich behandelt werden.»

Da kamen einige eingeborene Laboranten, in tadellos weißen Mänteln, und brachten die neusten Ergebnisse. Cassian wendete sich ihnen zu — Buchstaben, Zahlen, geographische Namen wurden laut — mir war das Gespräch vollkommen unverständlich. Aber Cassian war natürlich im Bild. Vielleicht war er gerade einem Geheimnis auf der Spur.

Cassian wirkte viele Jahre in der indischen Zuckerindustrie und erwarb sich selber, und damit auch der Schweiz, einen recht guten Namen.

Zur Zeit der japanischen Invasion ist er umgekommen und hat vielleicht manche wertvolle Erkenntnis ins Grab mitgenommen.

Sumo und der Rucksack

Sumo, ein schmaler, sehniger Mann, überragte die Durchschnittsjavaner um Haupteslänge. Sumo ist jahrelang mein persönlicher Begleiter gewesen, und wir haben zusammen sozusagen ganz Java durchstreift. Von Haus aus sprach Sumo javanisch und maduresisch. Wenn wir uns gegenseitig verständigen wollten, so sprachen wir malaiisch und konnten es zum Schlusse beide ganz gut — es ist erstaunlich, wie wenig es braucht, wenn man sich verstehen will.

Sumo hatte meine Lunchtasche zu tragen, das Schlagmesser und den Hammer mitzunehmen, und sehr oft mußte er, in ganz abgelegenen Landstrichen, als Dolmetscher dienen. Mit der Zeit

lernte er allerlei kleine Handgriffe und wurde ein überaus nützlicher Bursche.

Einmal hatte ich meine Siebensachen in einen Rucksack gepackt, weil es auf eine größere Reise ging, und überreichte dem guten Sumo dieses unbekannte Ding. Es gefiel ihm ganz und gar nicht! Ich nahm den Sack auf den Rücken und zeigte ihm, wie die Tragriemen funktionieren; aber nach einem kläglichen Versuch erklärte er: «Tida bisa — es geht nicht.» Wenn ein Javaner «tida bisa» gesagt hat, so darf man nur in dringenden Fällen das Gegenteil behaupten und durchsetzen. Ich ließ ihn also machen. Er nahm beide Riemen in eine Hand und ließ sich das Zehnkilobündel um die Beine baumeln. Eigentlich tat er mir leid, denn so konnte es nicht den ganzen Tag weitergehen. Ich überlegte mir schon, ob ich nicht selber den Sack tragen sollte, denn ich hatte schon oft «gesundere Affen» auf dem Buckel gehabt. Aber beim nächsten Bambuszaun schnitt sich Sumo einen pikul, einen Tragstock, und hängte den Rucksack dran. Mit einem Schwung landete die Last auf seiner Schulter. «Geht es jetzt besser?» fragte ich. «Kurang — noch nicht ganz», war die Antwort. Da nahte die Erlösung: ein Stein aus dem Bachbett. Etwa sieben Kilo schwer mochte dieser Block sein. Mit Liebe wurde der Stein am andern Ende der Stange als Gegengewicht angebunden und Sumo schleppte mit Vergnügen seine 17 Kilo, den ganzen Tag. «Baik — gut», sagte er am Abend. Ich lächelte in mich hinein, so etwas Stumpfsinniges war mir noch nicht vorgekommen! — Nach einiger Ueberlegung mußte ich aber sagen, daß ich selber lieber 17 Kilo im Rucksack als 10 Kilo am Tragstock geschleppt hätte — weil ich eben kein Malaie bin.

Sumo und der Dorn

Die Malaien gehen barfuß, von der Wiege bis zum Grabe. Sie haben daher schön geformte Zehen, und die Spuren, welche sie hinterlassen, sind Dreiecke mit den Eckpunkten große Zehe, kleine Zehe und Ferse.

Wie oft beneidete ich Sumo, wenn er mit seinen bloßen Sohlen im Schlamme der Reisfelder oder auf schlüpferigen Feldwegen viel besser vorwärts kam als ich. Wie viele Nägel habe ich, in steinigen Gegenden, aus den Schuhen getreten, während Sumo leicht und sicher über Stock und Stein wanderte. Nur im Bambusgestrüpp, wo es lange und scharfe Dornen gibt, da war ich besser dran; denn durch die Schuhsohlen gingen die Dornen nicht.

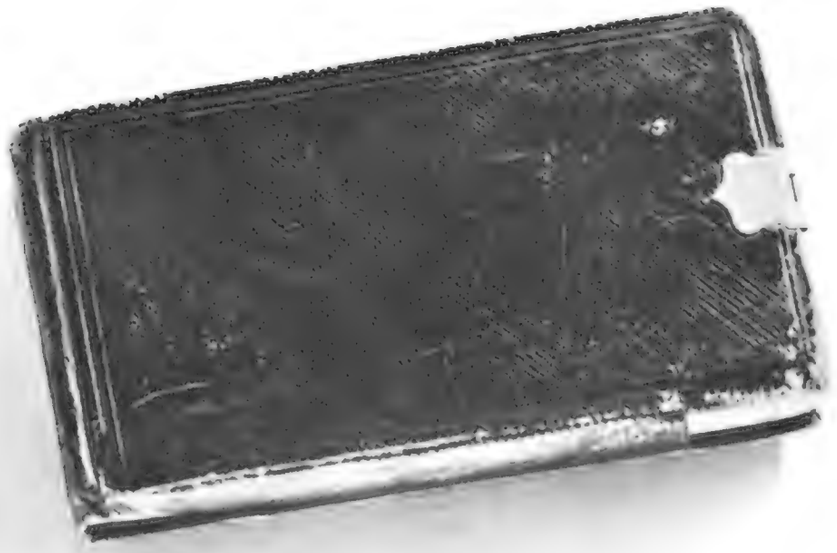
In einem solchen Dickicht trat sich Sumo einen Dorn in die Ferse. Ich mußte an die wunderschöne Plastik vom Dornauszieher denken, als sich Sumo von diesem Uebel befreite. Nach einiger Zeit aber fing er an zu hinken und blieb zurück. «Kannst du nichts dagegen tun?» — «Doch, Herr, aber ich sollte das scharfe Messer haben, das dem Herrn gehört.» Ich gab ihm mein rostfreies Soldatenmesser. Sumo machte die Klinge auf und fing an, an seiner Ferse herumzuschneiden, daß mir kalte Schauer über den Rücken liefen. Er schnitt eine drei Millimeter dicke Hautkappe sorgfältig ab und hob den Rest des Dornes damit heraus. «Baik», sagte er. Also war für ihn die Sache in Ordnung, aber ich mußte mir das doch noch genauer ansehen. Rosig zeichnete sich die Schnittstelle ab, aber es war noch immer Hornhaut da — von Blut keine Spur. Nun war mir klar, wie Sumo, auf einer Hornhaut von Sohllederdicke, über Stock und Stein wandern konnte.

Sumo und die Schuhe

Schuhe sind für einen Javaner ein ausgesprochener Luxus. Gegen Kälte braucht er sich überhaupt nie zu schützen, und die warme Feuchtigkeit schadet den Schuhen mehr als den nackten Füßen. Um so größer ist aber der Reiz, Schuhe zu tragen, um zu zeigen, «daß man es hat und vermag».

Wir befanden uns weit von Sumos Heimat weg. Aus technischen Gründen schlief Sumo im gleichen Hause wie ich und aß aus derselben Küche. Da stach ihn der Hafer! Er konnte seinen Landsleuten gegenüber als Tuan, als Herr, auftreten. Seine Kleidung hatte sich aus dem guten Lohn, den er von mir bekam, schon gut herausgemacht, aber Schuhe — Schuhe waren in dieser Gegend überhaupt nicht zu haben. Ich weiß nicht mehr wie, aber wir sprachen plötzlich über Schuhe. Etwas verlegen rückte er heraus: «Will mir vielleicht der Herr ein Paar Schuhe schenken? Der Herr hat ja so viele!» In den Augen der Eingeborenen ist ja jeder Europäer ein reicher Mann, und ich verstand den Wunsch nur zu gut. Du sollst einmal Tuan — Herr sein dürfen. «Hol dir ein Paar», sagte ich, und Sumo verschwand. Er wichste «seine» noch schöner als meine, und am folgenden Morgen gingen wir beide beschuht aus. Bisher war mir Sumo wie ein Schatten gefolgt, lautlos, auf seinen eigenen Sohlen. Heute hörte ich die Absätze klappern und die Nägel knirschen. Aber Sumos Dreiecksfüße paßten schlecht in meine Trittlinge hinein. Er quälte sich sichtlich die Dorfstraße hinauf, und ich wunderte mich keineswegs, daß er hinter dem ersten Gebüsch die Schuhe auszog und an den Schuhbändeln über die Schulter hängte. Nun war er wieder der lautlose Schatten. Mehrmals war ich auf dem Punkte, irgendeine Bemerkung zu machen, aber ich brachte es fertig, zu schweigen. Wie groß war jedoch am Abend mein Erstaunen, als Sumo hinter demselben Gebüsch die Schuhe wieder anzog und sich die Dorfstraße entlang plagte. Stolz paffte er seine Strohzigarette und war dankbar für jedes Augenpaar, das ihn verstohlen musterte. Er kam sich wirklich wie ein Tuan vor!

Ein langes Leben hatten die Schuhe allerdings nicht, denn das Maß von Sumos Füßen ließ bald die Nähte platzen, und damit war Sumo, in jeder Beziehung, von seinen Qualen erlöst.



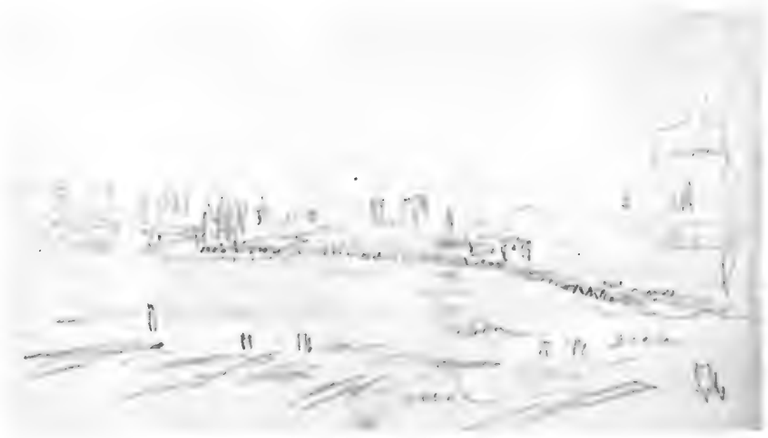
Dieses Skizzenbuchlein führte der Maler Carlo Bossoli in der Tasche, als er im Jahr 1859 den piemontesischen und französischen Truppen in Oberitalien auf ihrem Feldzug gegen Oesterreichs Heer folgte, in jenem Krieg also, der zur Einigung Italiens führte. Wir lesen in dem Büchlein, neben rasch hingeworfene Zeichnungen rasch hingesetzt, die Namen berühmter Stätten, wie Magenta, Montebello, Solferino. Nicht ohne Verwunderung sieht man auf diesen papierenen Blattern noch die Notizen eines Augenzeugen, fast hundert Jahre nach den Vorfällen, da von allen sonstigen Beteiligten keine Spuren mehr übrig sind. Aus dem Skizzenbuch zeigen wir unsern Lesern eine Anzahl der Blättchen in Originalgröße. Das Büchlein hat ein freundlicher Privatbesitzer uns zur Verfügung gestellt. Wir danken ihm.

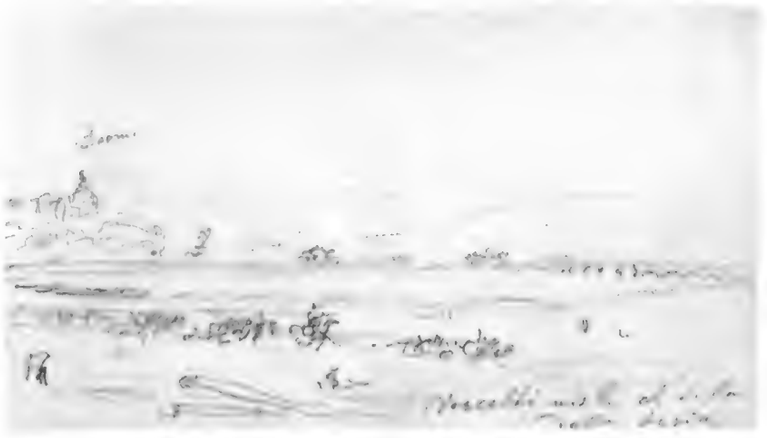
CARLO BOSSOLI

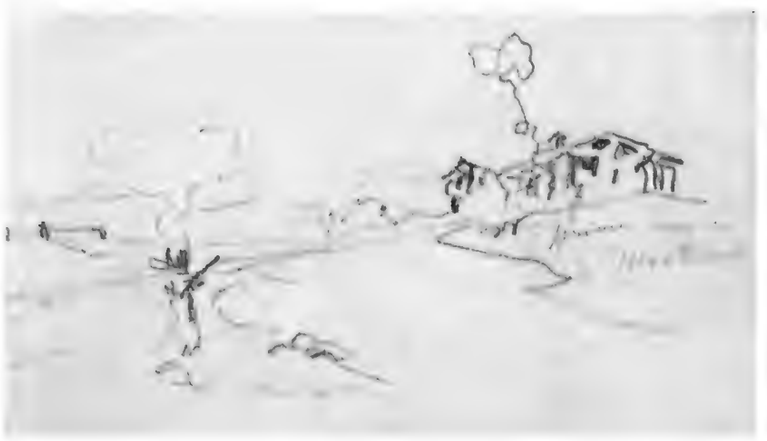
ein tessinischer und europäischer Maler

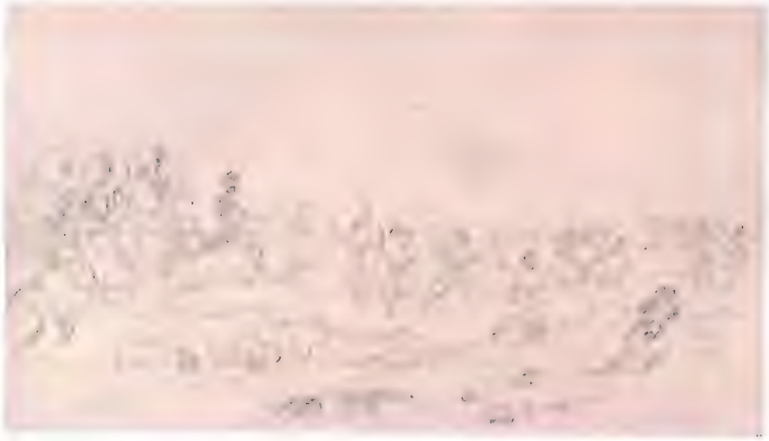
Es ist keineswegs übertrieben, zu behaupten, der Kanton Tessin habe mehr Künstler, vor allem Architekten, hervorgebracht als die ganze übrige Schweiz. Einer unter ihnen war Carlo Bossoli, zu seiner Zeit sehr berühmt, heute beinahe vergessen. In seinem Leben spiegelt sich das Schicksal unserer Vorfahren: Auswandern aus dem armen und zu kleinen Land, um das Glück in Italien oder in andern Ländern Europas zu suchen; die Tessiner drangen bis nach Rußland vor. (Ein Solari von Carona hat seinen Namen auf einem Turm des Kreml verewigt.)

Im Jahre 1815 in Davesco bei Lugano geboren, folgte Carlo Bossoli als Kind schon seinem Vater, der vielleicht selbst Maler war, nach Odessa. Bei den Kapuzinerpatern wurden ihm die Anfangsgründe der Bildung beigebracht. In Stellung bei einem Buchhändler, offenbarte sich seine zeichnerische Veranlagung. Später kam er zu einem Dekorationsmaler, in dessen Werkstatt er ernsthafter arbeitete und auch zu malen begann. Im Jahre 1837 machte er, um sich in seiner Kunst weiter auszubilden, eine Reise nach Italien, wo er Museen und Galerien besuchte. Nachdem er kurze Zeit in Paris gelebt, kehrte er nach Odessa zurück. Er widmete sich auch der Miniaturmalerei und bekam viele Aufträge, besonders von der Prinzessin Woronzoff, der Gemahlin des Gouverneurs von Südrußland.









Diese russische Periode ging mit dem Jahr 1843 zu Ende. In diesem Jahre siedelte Bossoli nach Italien über. Zuerst hielt er sich in Neapel auf. Hier arbeitete er vor allem für die Russen, deren Sprache er beherrschte und die in großer Zahl den Winter in dieser Stadt verbrachten. Dann zog er nach Mailand, wo er bis 1853 lebte. In Turin machte er sich einen großen Namen als Landschaftsmaler und Schlachtenmaler. 1854, während der Krimkrieg wütete, an dem auch das Piemont beteiligt war, veröffentlichte er Zeichnungen dieser Halbinsel. 1859, während des zweiten italienischen Unabhängigkeitskrieges, erhält er den Auftrag, die von den alliierten Truppen (Piemonteser und Franzosen) in siegreichem Marsch gegen die Oesterreicher durchzogenen Orte zu malen. 1860 und 1861 wird er aufgefordert, die wichtigsten Städte im Bilde festzuhalten. So umfaßte der große Zyklus endlich 109 Gemälde, die im «Museo del Risorgimento» in Turin untergebracht wurden. Als Belohnung für dieses patriotische Werk wurde ihm der Titel eines Hofmalers verliehen. Dies war der ruhmreichste Augenblick seiner Laufbahn. In Turin bewohnte er am Lungo Po einen bizarren kleinen, nach orientalischer Art bemalten Palast, der von ihm in ein kleines Kunstmuseum umgewandelt wurde, in dem sich die Erinnerungen eines reichen und abenteuerlichen Lebens anhäuften, das ihn bis nach Rußland, Schweden, Finnland, nach England und Spanien verschlagen hatte. Als er in Turin lebte, wandte er sich auch der Gebirgsmalerei zu. In einer Schrift, die anläßlich seines Todes (Turin, 1. August 1884) veröffentlicht wurde, heißt es, daß er sich mit Vorliebe dem Studium der Gebirgslandschaft widmete.

Diese ungewöhnliche Biographie wird bekräftigt und illustriert durch die Skizzenbücher des Malers, die sich heute in Privatbesitz in Rom befinden. Es sind Ansichten von Rußland, Schweden und Finnland, Helsingfors, wie es vor mehr als hundert Jahren war, Berglandschaften, mit großer Liebe ausgeführt, Ansichten aus allen Teilen Italiens und schließlich die ersten Skizzen zu dem großen Turiner Zyklus, einige in Schwarz, andere bereits leicht koloriert.

Bemerkenswert ist die Meisterschaft, mit der diese Skizzen ausgeführt sind. Der Friedhof von Montebello (der Schauplatz einer Schlacht), von einem hohen Kreuz überragt, erscheint wie das Symbol des Krieges und seiner Trauer. Mit wenigen Zügen zeichnete er eine Husarenkavalkade, jene, die Alexander Manzoni «die Woge der Pferde» nannte. Andere Ortschaften aus dem Krieg von 1859 erstehen vor uns, wie Magenta und Palestro; oder Vercelli und Alexandria, Städte des Piemonts, die von den Truppen durchzogen wurden; Soldaten, die kommen und gehen, in den seltsamen Uniformen jener Zeit; Feldlager und Schlachtfelder mit Toten und Verwundeten. All dies läßt der Zeichenstift Bossolis deutlich und lebenswahr wieder auferstehen.

Jener Krieg war für uns Schweizer von besonderer Bedeutung: Henri Dunant wohnte damals der Schlacht von Solferino bei — von Bossoli erschütternd dargestellt — und dort, angesichts der Toten und Verwundeten, bewegte ihn zum erstenmal der Gedanke der Hilfe für die Verwundeten der Schlachtfelder, aus welchem hernach die Organisation des Roten Kreuzes erwuchs.

GIUSEPPE ZOPPI. Deutsch von Hedwig Kehrli

Szenen aus den italienischen Unabhängigkeitskriegen

Die große Forderung der Zeit bei den fortschrittlicheren europäischen Völkern des 19. Jahrhunderts hieß: freie menschliche Existenz und freie Wirtschaft im unabhängigen, eigenen und unzersplitterten Staat. Hunderttausende haben ihr Leben dafür eingesetzt. Die konservativen Gegengewalten waren mächtig. Im italienischen Risorgimento traten, dramatischer und erregender als anderswo, bestimmende Elemente der Zeit gegeneinander auf den Plan: eine die Ideen des Liberalismus mit südländischem Feuer aufnehmende junge Generation, ein führendes, die nationalen Kräfte sammelndes Königshaus (Piemont mit dem unglücklichen Karl Albert, seinem Nachfolger Viktor Emanuel und dem großen Staatsmann Cavour), auf der andern Seite das militärisch stark gerüstete Oesterreich, als antiliberale Fremdmacht über die Lombardei und Venetien und über Helfer in Mittel- und Süditalien verfügend. Die «Feldzüge der Freiheit und Gerechtigkeit» der Jahre 1848 und 1849 verliefen denn auch für die ohne ausländische Hilfe verzweifelt kämpfenden Norditaliener im ganzen unglücklich, und als in den späteren Waffengängen von 1859 und 1866 die italienische Frage unter internationalen Einwirkungen gelöst wurde, nämlich durch das Eingreifen Napoleons III. und dank der Schwächung der Oesterreicher in den Kriegen gegen Preußen, so wußte der französische Bundesgenosse doch zu verhindern, daß die Einigung Italiens einen allzu starken und gefährlichen neuen Staat schuf. Vielleicht packt uns die Geschichte der italienischen Freiheitskriege deshalb immer noch so sehr, weil eine tragische Linie, angefangen bei der gehäuften Kriegsnot des einzelnen Soldaten, in ihnen so deutlich wird. Hinter den Skizzen des den kämpfenden italienischen Heeren von 1859 nachziehenden Bossoli genau so wie hinter den unten folgenden Berichten von Zeitgenossen aus beiden Lagern wird etwas vom Triumph und auch von der Tragik der Freiheitsidee auf ihrem großen Gang durch die Geschichte wahrnehmbar.

Freiheitsbegeisterung in Mailand

Am Morgen des 18. März 1848, zwischen 10 und 11 Uhr, setzte sich eine große Volksmenge, die auf dem Domplatz zusammengelaufen war, in Bewegung, um in geschlossenem Zuge nach dem Broletto, dem Sitz der Stadtverwaltung, zu ziehen und den Podestà samt den übrigen städtischen Obrigkeiten zu bewegen, sich an die Spitze des Volkes zu stellen und mit diesem sich zum Palast des österreichischen Gouverneurs zu begeben, um die Einführung von Reformen zu verlangen.

Eine unübersehbare Menge zog einher, überschwemmte die Straßen, und ein starkes Geräusch wie von einem stürmisch erregten Meere ging von ihr aus . . .

Früh am Morgen war mein Bruder Emilio heimgekehrt und hatte der Mutter und mir gesagt, an dem nämlichen Tage würde eine große Demonstration stattfinden, die möglicherweise in Revolution enden würde . . .

Es war inzwischen Mittag geworden. Ein Geräusch ward hörbar, zuerst dumpf und fern, dann aber näherte es sich und schien von einer festlich bewegten Menge auszugehen, die in die Hände schlug und begeistert laute Hochrufe ertönen ließ. Wir und alle ringsum stürzten auf die Balkone und an die Fenster, die sich in allen Häusern auftaten. Es war die Demonstration, die näher kam. Sie wurde eröffnet durch die Kutschen des Erzbischofs, des Podestà und des Stadtrats und nahm ihren Weg nach dem Regierungspalast.

Ich hatte mich nicht so bald unter die Menge gemischt, als einige unter ihr, da sie mich jungen Menschen mit meiner großen grünweiß-roten Kokarde (noch hatte nämlich niemand eine solche am Hute) erblickten, die Aufmerksamkeit auf mich zu richten begannen, indem sie ausriefen: «Bravo, Junge!» und «Hoch die Kokarde!».

Die Menge hatte haltgemacht. Man hörte zunächst ein betäubendes Stimmengewirr, besser gesagt, ein Schreien, das aus der Nähe des Regierungspalastes kam. Dann begann die Menge, wie von panischem Schrecken ergriffen, zurückzuweichen, dann kamen jene Schreie näher und wurden deutlicher, und alles ging in dem einen Ruf unter: «Zu den Waffen, zu den Waffen!»

Ich retirierte, um nicht von der Menge fortgerissen zu werden, hinter ein Haustor. Kurz darauf sah ich, wie man bei der Brücke von San Damiano einen Wagen mit leeren Fässern, der dort hielt, umwarf und unter einem wahren Höllenlärm die Barrikade errichtete. Dann hörte ich die Glocken der benachbarten Kirche von San Damiano Sturm läuten; darauf das stumpfe Geräusch von Flintenschüssen; dann ein Schrei: «Hoch die Toten!» laut, entsetzenerregend, der mir noch heute, da ich dies nach vielen Jahren niederschreibe, in den Ohren gellt.

In Kürze war die Via Monforte verlassen, und dicht an den Häusern entlang wandte ich mich eilends zur Kirche von S. Babila bis zu der Säule, an der der Corso Venezia beginnt. Hier blieb ich eine Zeitlang stehen, um den so neuen und begeisternden Anblick der jedes Fenster schmückenden dreifarbigen Fahnen zu genießen. Es waren Fahnen, die an jenem Morgen improvisiert worden waren, phantastische aus Decken, Schals, jedweden Lappen, wenn sie nur weiß, rot und grün waren, hergestellte Fahnen. Aus den Fenstern aber warfen die Damen der Beifall klatschenden Menge dreifarbige Kokarden und Bandschleifen zu . . .

Inzwischen hatte die Revolution ihren Anfang genommen, und allerorten stiegen Barrikaden auf. Aus den Toren der Häuser fuhr man Wagen heraus und stürzte sie eilends um; aus den Fenstern warf man Tische, Stühle, Matratzen und Hausrat aller Art; das Straßenpflaster und die Platten der Bürgersteige wurden herausgerissen, alles wurde in fieberhafter Tätigkeit aufeinandergewälzt, und nach wenigen Augenblicken waren alle Straßen durch Barrikaden, die in geringer Entfernung voneinander aufstiegen, unzugänglich gemacht.

Aus G. Visconti Venosta: «Ricordi di gioventù. Cose vedute o sapute, 1847—1860», Mailand 1904.

Leiden der Krieger

Die piemontesischen Regimenter, die König Karl Albert auf die Kunde vom Vorrücken der Oesterreicher gegen Villafranca gesandt hatte, erlitten auf ihrem Marsche die Qualen einer wahrhaft höllischen Hitze, von der sich niemand einen Begriff machen kann, der sie nicht selbst erduldet hat. Ich glaube nicht, daß die glühenden Strahlen der Sonne in Spanien oder Afrika qualvoller und verderblicher werden können, als sie es damals in den Gefilden zwischen Mantua und Verona waren. Das Thermometer zeigte seit mehreren Tagen 35 Grad C, unerbittlich brannte vom wolkenlosen Himmel die Sonne, kein Windhauch kam auf, kein Lüftchen regte sich, und auf dem Marsche von Marmirolo nach Villafranca fielen die Soldaten zu Hunderten um, die einen nach vornüber, um sich nicht wieder zu erheben, während andere sich kriechend an den Rand der Straßengräben schleppten, wo sie unter dem Gewicht der Waffen, den Qualen der Hitze und des Hungers und vor allem eines entsetzlichen Durstes zusammenbrachen, indem sie vergebens nach einem Tropfen Wasser oder dem Tau des Grases oder auch

aber immer vergeblich auf seinen Rock wünscht. In drei Ringen schienen uns Berge zu umstehen; gegen den Horizont hin verblaßte ihr Schwarz zu einem schwachen Grau. So lagen wir, wärmten uns an der Sonne und gaben ihr unsere Körper, die den ganzen Winter hindurch in gestrickten Kleidern verkümmert waren, wie einer Gottheit hin. Wir ließen ihre Strahlen auf unsere Gesichter fallen und wandten uns nicht ab. Aus der Ferne kam ununterbrochen der Laut der Wasserfälle, ein fernes, leises Rauschen. Allmählich schläferte es uns ein.

Später stiegen wir zum Dorf hinab. Tee — das war unser einziger Gedanke. Es gab weit und breit kein Teehaus; so beschlossen wir, wie wir es gewohnt waren, an einem Haus anzuklopfen und zu bitten, daß man uns Tee bereite. Nur wenig Leute fanden wir daheim; denn es war ein Feiertag. Wir erblickten eine offene Türe und steuerten auf sie zu, als ob dieses Haus vom frühesten Morgen an unser einziges Ziel gewesen wäre. Eine matronenhafte Frau erschien im Türrahmen, rundlich, rosig, mit schwarzen Augen und schwarzem Haar. Ein Korsett drückte ihre Brust fast bis zum Kinn empor. Sie trug eine saubere Bluse mit hohem Kragen; die war ihr auf allen Seiten zu klein, und uns wurde noch wärmer, als wir sie sahen. Sie hatte ein freundliches, offenes Gesicht und kam unserer Bitte nach.

Während sie den Tee bereitete, setzten wir uns, und unsere Augen, an Bäume und Himmel gewöhnt, stellten sich bald wieder auf Wände und Hausrat ein. Die Möbel waren mit Porzellan angefüllt, innen und außen; kaum ein Plätzchen war frei, und das Ueberraschende war, daß nirgends Staub lag und alles herrlich glänzte. Rings um das Kaminfeuer hingen eine Menge blitzender Schüreisen. Das Feuer war an dem heißen Tag zusammengefallen; ein Häufchen verkohlter Klötze mit einem staubfeinen weißen Aschenrand lag im Kamin.

Daneben saß in einem Armstuhl ein junger Mensch von achtzehn oder zwanzig Jahren. Erst nach einiger Zeit entdeckten wir ihn; denn unsere Augen brauchten eine Weile, um die Dinge vor dem großen Kamin wahrzunehmen. Mein erstes Gefühl war Ueberraschung: ein schlafender junger Mann vor dem Feuer in einer heißen Küche und an einem Feiertag! Dann meldete sich die Neugier — die Neugier eines Menschenkindes, das auf seinen Tee wartet und nicht weiß, was es inzwischen anfangen solle. Was für ein junger Mann war das? Wie waren seine Augen, wenn er sie öffnete? War er klug? Wie, wenn er aufwachen und sich als ein Schwachsinniger erweisen sollte?

Inzwischen bewegte sich die Frau geschäftig hin und her, und mich durchströmte das glückliche Behagen dessen, der nach Tee begierig ist und Porzellan klappern hört. Sie breitete ein sauberes Tuch über den Tisch und glättete die Falten mit der Hand; es gab ein hartes Geräusch. Gleichzeitig stellte die Frau eine Frage, die mir nicht lieb ist: «Wo kommen Sie her, wenn ich fragen darf?»

Wenn immer ich diese Frage höre, nehme ich mir vor, zur Antwort zu lügen; aber jedesmal kommt die Frage so überraschend, daß die Wahrheit heraus ist, ehe ich Zeit habe, etwas Passendes zu erfinden.

«Aus B.», sagte ich.

«Du lieber Himmel», sagte die Frau und öffnete weit die Augen und zeigte sich ungewöhnlich interessiert, «just dieser Name wird in diesem Hause seit einem Monat öfter als irgendein anderer ausgesprochen.» Ihre Stirn verfinsterte sich. «Kennen Sie vielleicht Miss Jones aus B., die Bardame in den ‚Drei Trichtern'?»

«Nein.»

Ohne die Augen nach dem im Armstuhl schlafenden Jüngling zu wenden, deutete sie bloß mit einer verächtlichen Kopfbewegung zu ihm hin und sagte: «Der da hat diese Bardame aus den ‚Drei Trichtern' geheiratet. Ein netter Streich! Er brachte das Mädchen in Ungelegenheiten, und vor drei Wochen hat er sie geheiratet. Seither hat er sie nicht mehr gesehen, und sie hat ihn nicht mehr gesehen. Und er will sie auch nie mehr sehen, sagt er.»

Ohne etwas zu denken, wandte ich das Gesicht nach dem jungen Menschen. Aber sobald ich begonnen hatte, ihn anzuschauen, brachte ich den Blick nicht mehr von ihm weg. Er schlief noch immer. Sein Mund und sein Kinn fielen mir auf — sie gehörten einem schwächlichen Menschen. Es war ein schlaffer, weicher, feuchter Mund. Ueber seinem Gesicht lag etwas Unschuldiges, aber ich dachte im stillen, daß auch ein Wüstling wie ein Lamm aussehen konnte. «Ich wollte, er wachte auf», sagte ich mir, «dann könnte ich seine Augen sehen. Vielleicht ist sein Antlitz kraftvoll, wenn er wach ist. Es kommt so viel auf die Augen an.»

Inzwischen fuhr seine Mutter fort: «Im letzten November war er erst achtzehn, und er verdient ein Pfund in der Woche. Der Himmel weiß, wie er es sich vorstellte, für eine Bardame mit einem Pfund in der Woche aufzukommen. Er hatte nicht die Absicht, sie zu heiraten. Noch vor einem halben Jahr wußte er nichts von ihr. Aber er fing an, mit Leuten, die älter sind als er, in den Schenken herumzusitzen — und das kam dabei heraus.»

Trübsinnig sah sie auf ihren Sohn, und mit einem Anflug von Zärtlichkeit fügte sie hinzu: «Heute ist er nun hier und siedelt von einem Stuhl auf den andern über und wäscht sich nicht und zieht keinen Kragen an, statt daß er wie letztes Jahr mit den andern zum Wettpflügen ginge.»

Nicht um alles hätte ich meine Augen von dem schlafenden Jungen wegnehmen können. Ich wünschte, daß er aufwachte, so daß ich sehen könnte, was für ein Mensch er war. War er so unschuldig, wie seine Mutter ihn hinstellte? Vielleicht hatte er Wüstlingsaugen.

Ich weiß nicht, wie lange die Mutter noch weitergesprochen haben würde, wenn ich länger zugehört hätte. Für mich hatte sich das Haus verwandelt: es war anders als zur Zeit, als wir eingetreten waren. Damals war es ein helles Haus gewesen, angefüllt mit schimmerndem Porzellan. Jetzt war es düster und dunkel von Schatten.

Als ich mich der Türe zuwandte, schaute ich noch einmal nach dem jungen Menschen und seinem schlaffen Mund zurück. Er schlief noch immer. Ich hoffte, er würde aufwachen.

Einen Augenblick schien es, als ob er die Augen öffnen würde. Aber nein, er drehte sich auf die andere Seite, seufzte und schlief weiter.

Als wir hinaustraten, vernahmen wir das Rauschen der Wasserfälle wieder. Die Straße war weiß von Sonnenlicht, und die glühenden Steine blendeten uns. Ich wandte mich noch einmal um: mit umflortem, träumendem Blick schaute uns die Mutter nach.

Einleitung und Erzählung aus dem Buch «A Summer Day and Other Stories» von Kate Roberts, Penmark Press Ltd., Cardiff 1946.

Berger

Wie wenigen wohl ist das Werk dieses Malers vertraut, trotzdem man von jeher die Künstler unter sich nur mit der allergrößten Hochachtung von ihm sprechen hörte. — Hans Berger wurde 1882 in Solothurn geboren. In seinem vierzehnten Lebensjahre siedeln sich seine Eltern in Genf an, wo er sich an der Kunstschule zum Baumeister ausbildet. Mit den bescheidenen Ersparnissen, die er sich als Zeichner bei einem Pariser Architekten bilden konnte, zieht Berger 1909 in die Bretagne, begnügt sich mit dem einfachen Leben der dortigen Fischer und widmet sich hinfort ganz der Malerei. — Sind seine allerersten Bilder nicht schon Meisterwerke? Mit schlichten Erdfarben gemalt, spricht Ergriffenheit, Liebe und Demut der Natur gegenüber aus ihnen. Wir haben einen Maler vor uns, der mit Bewunderung vor der Schöpfung steht, nur auf sein eigenes Herz hört und das Wesentliche eines jeden Dinges zu erfassen sucht. — Im Winter darauf zieht es ihn nach dem Süden. Noch sind seine ersten Landschaften aus der Provence in schweren Erdfarben gehalten, aber ein silberner Lichtschimmer schwebt schon darüber wie eine Verheißung. Und plötzlich geht ihm eine neue Welt auf: die Farbe, die er bisher vergeblich ersehnt hatte. Beglückt träumt er nun seinen Malertraum weiter: die Welt so losgelöst als möglich von den Dingen als Farbe und lebendigen Rhythmus auf seine Leinwand zu bannen, so aber, daß sie, noch immer erkenntlich, von jedermann miterlebt werden könnte. Er bringt eine reiche Ernte mit heim und zeigt sie 1911 in einer großen Ausstellung in Genf. — Immer freier und wuchtiger stellt nun sein Pinsel die Dinge dar. Da bereitet 1914 der erste Weltkrieg seinem Schaffenseifer ein Ende, wie es später der zweite nochmals tun sollte. Menschliche Teilnahme am unmenschlichen Geschehen jenseits unserer Grenzen hindert ihn, weiter zu malen, und nur mühsam rafft er sich endlich wieder zu schöpferischer Arbeit zusammen. Der jugendliche Ueberschwang ist vorbei. Seine Kunst spiegelt jetzt die verständige, innige Zwiesprache eines gereiften Mannes mit der Natur wider. In seiner neuen Heimat an der wilden Rhone unterhalb von Genf malt er nun eine Reihe großzügiger Landschaften, Stilleben und Figurenbilder. Wie wahr und echt ist alles darin, wie kühn und klar sind Farbe und Form, und welche Wärme strahlt von seiner schlichten Welt aus! Nur einem echten Maler ist solche Einfachheit des Ausdrucks vergönnt. — Später kam Berger dazu, im Wandbild die alltägliche Berührung mit dem Leben zu erstreben. Führen denn die Tafelbilder in den Museen und Sammlungen nicht nur ein Scheindasein, weitab vom Getriebe des Tages? Von den Fresken Italiens, vor allem denjenigen Piero della Francescas, hatte er einen unauslöschlichen Eindruck mit heimgebracht. Unermüdlich suchte er jetzt, sich mit dieser Technik vertraut zu machen, und hatte die Genugtuung, mit andern zusammen, einen Auftrag zur Ausschmückung der Kantonsschule seiner alten Vaterstadt Solothurn zu erhalten. Die Leser des «Du» finden hier einen ersten Entwurf dazu, in Fresko, abgebildet. — Eine Schar junger Leute fährt in die sonntägliche Welt hinein. Fröhlich winken die Mädchen uns zu mit ihren Sonnenschirmchen. «Wie ein farbiger Blumenstrauß soll es werden!» hatte Berger vorher gesagt und hat es erreicht: das Bild ist heiter, lebendig, einfach und unbeschwert. Reine Freude und ein klarer Geist sprechen aus ihm mit der Schlichtheit eines alten, gütigen Weisen.

Josef Müller

Berger

Beilage: Zeitgenossisches Schaffen, Blatt 25. **Hans Berger**, geb. 1882: Freskoentwurf. 27,5 × 25 cm. Privatbesitz Solothurn. Schweizerische Monatsschrift «Du». Verlag Conzett & Huber Zürich

Die Shagpfeife

VON H. C. BRANNER

Der am 23. Juni 1903 in Kopenhagen geborene *dänische Dichter H. C. Branner* gehört heute, da seine Erzählungen und Romane teilweise schon in deutschen, englischen, französischen, holländischen, italienischen, schwedischen, norwegischen und tschechischen Uebersetzungen vorliegen, zu den Bedeutendsten der jüngeren skandinavischen Erzählergeneration. — Nach einem unbefriedigenden Versuch als Schauspieler kam er über den Umweg eines Verlagsangestellten 1932 zu dem Entschluß, ganz der Feder zu leben. Erst schrieb er Erzählungen, die in der Sonntagsbeilage der großen liberalen Zeitung «Politiken» erschienen. 1936 brachte er seinen ersten Roman, «Legetöj», heraus, mit dem er Erfolg hatte und der bald darauf auch in holländischer und deutscher Uebersetzung (unter dem Titel «Ein Dutzend Menschen») erschien. 1937 wird sein ebenfalls bald darauf in der Schweiz und neuerdings auch in Deutschland mehrfach aufgeführtes Hörspiel «Regen in der Nacht» mit einem Preis ausgezeichnet, und die Kritik begrüßt ihn als neuen Stern am Himmel der dänischen Literatur. Der folgende Roman «Das Kind spielt am Strand», in der Nachbarschaft der modernen englischen Prosaisten entstanden, findet eine zwiespältige Aufnahme, ein Staatsstipendium jedoch bringt dem Dichter wenig später die offizielle Anerkennung und ermöglicht ihm im Sommer 1939 einen längeren Aufenthalt in Frankreich, dem der ausbrechende Krieg ein Ende setzt. Zu Hause werden die Novellensammlungen «Ueber ein Kleines werden wir nicht mehr sein» (1939) und «Zwei Minuten Schweigen» (1941) ganz außergewöhnliche Erfolge. 1941 folgt der Roman «Der Traum um eine Frau» und 1942 der am dänischen Rundfunk in regelmäßigen Fortsetzungen gelesene Roman «Die Geschichte von Börge». — Schon vor der Besetzung Dänemarks wird H. C. Branner im Dritten Reich verboten, und als dann die Gestapo auch in seiner Heimat die Macht an sich reißt, ist er gezwungen, mit so vielen Anhängern der Widerstandsbewegung «unter die Erde zu gehen». — Die deutschen Ausgaben seiner Werke werden künftig in der Uebersetzung von Fritz Nothardt im Rowohlt-Verlag Stuttgart-Hamburg erscheinen. -dt.

Sie hatte, als sie aus dem Krankenhaus trat, keine Ahnung, wie spät es war; es mußte wohl kurz vor Sonnenaufgang sein, denn das Licht war unerwartet stark. Auch sonst war es, soweit sie zurückzudenken vermochte, hell gewesen diese Nacht; die ganze Zeit hatte irgendwo eine weiße Lampe gebrannt, und die Augen schmerzten sie sehr. Und auch wenn sie sie schloß, drang dennoch das Licht in weißen Bündeln bis hinter die Augenlider, und es war ihr, als würde ihr die Seele vom Körper gelöst und könnte nie wieder zurückfinden.

Aber sie wünschte sich, die weiße Lampe möchte endlich einmal verlöschen, obwohl sie gut wußte, daß sie von nun an überhaupt nicht mehr würde verlöschen können. Das hatte sie schon drinnen im Krankenhaus gewußt, schon in dem Augenblick, als sie wartend dasaß und auf ihre braunen Schuhe hinabsah und auf das braune Linoleum unter den Schuhen. Die Schuhe waren ausgetreten, ein wenig Erde hing noch daran, denn es waren die alten Gartenschuhe, die sie nicht mehr hatte vorher wechseln können. Das braune Linoleum war nackt und reingewaschen; aber es war trotzdem voller kleiner dunkler Schrammen, und wenn man eine Zeitlang dagesessen hatte, die Augen auf den nämlichen Fleck geheftet, dann konnte man verschiedene Figuren daraus herauslesen: einen Fisch, der schwamm, und ein Gesicht mit Nase und Kinn und einer großen Mütze. Aber man konnte die Figuren nicht richtig festhalten, sie verschwanden und neue kamen zum Vorschein und schließlich verblichen alle miteinander, und man entdeckte, daß man in einem Stuhl saß, und daß ein Tisch danebenstand und etwas weiter weg sich eine geschlossene Tür befand. Man saß da und wartete darauf, daß sie aufgehen würde, aber sie blieb zu. Es war eine weiße Türe, und sie erhielt von oben weißes Licht. Da hatte sie gesessen und gesessen und gewünscht, jemand möchte das weiße Licht löschen, so daß es endlich einmal ein wenig dunkel würde. Vielleicht war es auch für kurze Zeit wirklich dunkel gewesen; es kam ihr wenigstens fast so vor, als hätte sie für einige Zeit dagelegen und flüsternde Stimmen über sich gehört. Aber das konnte keinesfalls länger als nur einen kurzen Augenblick gewesen sein, und auch jetzt war es schon wieder hell, so hell, daß sie ein wenig stehenbleiben und tief Atem schöpfen mußte, ehe sie weitergehen konnte. Vielleicht waren es auch das Vogelgezwitscher und der starke Duft, die sie zwangen, stehenzubleiben, denn es war ein Sonnenaufgang im Monat Mai, und der Garten des Krankenhauses stand voller großer Bäume.

Sie merkte, daß sie wieder geführt wurde, von beiden Seiten kamen sie und faßten sie unter. Sie hätte am liebsten beide Arme losgeschüttelt und sich von ihnen frei gemacht, doch dann hätten sie sie wohl nur noch fester gehalten. Rechts von ihr ging einer der Brüder ihres Mannes und links ihr eigener Bruder Wilhelm, den sie an der steifen Art erkannte, mit der er sie am Arm führte. Einen Augenblick lang gingen ihre Gedanken tastend zu Wilhelm, der neben ihr ging und sie hielt, weil er ihr Bruder war. Ihr kam plötzlich in Sinn, wie sie als Kinder einmal miteinander eine Höhle in die Erde gegraben hatten, und wie sie, als die Höhle fertig war, miteinander hineinhockten und bei einem brennenden Stearinlicht miteinander flüsterten. Er war nur ein Jahr älter als sie, und als Kinder waren sie immer zusammen gewesen, aber nach und nach war es dann so geworden, daß sie sich kaum mehr sahen und sich nur ganz selten einmal die Hand zu einem «Guten Tag» oder einem «Auf Wiedersehen» gaben. Es geschah zum erstenmal, daß sie daran dachte, wie es so zwischen ihnen geworden war; aber sie spürte keine Bitterkeit dabei, sie fühlte sich geborgen und war voller Freundlichkeit gegen den fremden Mann Wilhelm, und als sie unter das Tor traten und es plötzlich kühl wurde, hielt sie sich fester an seinen Arm. Es war schattig unter dem Gewölbe, aber dahinter stand noch immer der kreideweiße Morgen und wartete auf sie. Auch sah sie draußen einen Wagen bereitstehen. Der Chauffeur saß mit einer Zeitung, aber die legte er hurtig weg und stieg aus, um die Wagentüre zu öffnen; und als sie dann ganz herantraten, wandte er das Gesicht ab. Sie wünschte, er möchte sie ansehen, aber er blieb mit abgewandtem Gesicht stehen. Sie wußte, daß jetzt der Augenblick gekommen war, da es gesagt werden mußte, und sie brachte es schließlich auch fertig, es zu sagen, aber es wurde nur ein einziges Wort: «Nein», sagte sie.

Niemand antwortete darauf. Sie standen am Wagen, vier Menschen standen beieinander. Der Chauffeur hielt die Türe auf und wandte sein Gesicht weg. Aber so konnten sie ja nicht stehenbleiben, so stieg sie denn ein und setzte sich — «nein!» sagte sie wieder aus dem Wagen heraus und machte eine Bewegung mit den Händen. Doch die andern blieben stehen und sprachen gedämpft miteinander, sie sprachen auch mit dem Chauffeur und erklärten ihm etwas. Die ganze Zeit lief der Motor und hielt den Wagen in leichtem gleichmäßigem Zittern. Schließlich stieg auch der Chauffeur ein, und Wilhelm stieg von der andern Seite ein und setzte sich neben ihn. Sie beugte sich vor und klopfte hart an die Scheibe und sagte:

«Nein!» Aber Wilhelm drehte nicht einmal den Kopf. Während der Wagen auf die Fahrbahn hinausfuhr, nahm ihr Bruder den Hut ab und legte ihn auf seinen Schoß. Nun sah sie gerade vor sich seinen runden Hinterkopf mit den etwas abstehenden Ohren und seinen Nacken, der beständig vor der Scheibe stand. Und sie wußte, daß sie von nun an von Wilhelm nichts anderes mehr sehen würde als die Ohren und den Nacken. Selbst in Gedanken an ihn würde sie nur sie vor sich sehen und würde Abscheu dabei verspüren. Er konnte ja nichts dafür, aber weshalb mußte er sie auch begleiten, wenn sie doch am liebsten allein geblieben wäre.

Sie versuchte sich zurückzulehnen und die Augen zu schließen, aber sie sah beständig seinen Nacken, der sie durch ein Flimmern von weißem und rotem Nebel geleitete, und schließlich wurden ihre Augen zwei blinde Kugeln, und ihre Seele versuchte wiederum sich von ihr loszureißen. Da beeilte sie sich, die Augen wieder aufzumachen, und sie preßte die Stirn gegen das Wagenfenster, um draußen die Straße zu verfolgen und zu sehen, wohin sie mit ihr fuhren. Aber sie waren bereits viel zu weit fort, als daß sie allein noch hätte zurückfinden können, und sie mußte daran denken, daß von nun an jeder Schritt und jedes Wort und jedes Ding sie immer nur noch weiter und weiter davon wegführen würde. In einem Monat schon würde sie wieder mit anderen Menschen zusammensitzen und mit ihnen plaudern und wieder lachen, und in einem Jahr würde sie bereits wieder ihr Netz ausgespannt haben und für das Ihre kämpfen, und schon in fünf, sechs Jahren würde sie beginnen, es zu vergessen. Von all dem Furchtbaren, das sie in der Welt kannte, war der Gedanke der allerfurchtbarste: sie würde es vergessen. Sie preßte die Stirn an die Scheibe und wünschte, es gäbe einen Hohlraum in der Zeit, eine Freistatt, wo sie unbeweglich sitzen und immer mit diesen nämlichen ausgedörrten Augen dreinblicken könnte, die sie jetzt hatte. Viele Menschen glaubten an eine Hölle, aber sie hatten unrecht: es war nirgends Platz für eine Hölle. Es gab nur die Zeit Gottes und Gottes Vergessen.

Der Wagen fuhr auf eine offene Straße hinaus. Die ganze Zeit liefen lange Streifen über ihre Augen hin, Streifen von früher Sonne und von grünen Schatten und einer hohen Mauer. Ueber der Mauer flogen Reihe um Reihe die Fenster vorbei, dunkel und blind wie Wasser, und hinter den Fenstern lagen Menschen und schliefen. Sie stellte sich vor, wie ungern sie wohl erwachen würden, die sie so tief und so gut lagen, die Finger in samtweiches Moos verkrallt. Aber bald würden sie diesen Halt loslassen müssen und würden nach oben wirbeln wie Seifenblasen zum Licht, sie würden ihre Augen aufschlagen müssen zu all den Dingen, die sie Wirklichkeit nannten. Den Tag über würden diese Dinge unberechenbar um sie herumwirbeln, sie würden nach ihnen greifen, würden sich an ihnen stoßen und würden weinen, manchmal aber würden sie wohl auch ein wenig Glück dabei haben und dann pfiffig lächeln. Und wenn dann eines Nachts die Wirklichkeit zu ihnen käme, dann würden sie sie nicht mehr erkennen. Auch sie selbst hatte sie nicht erkannt, als sie zu ihr kam. Sie hatte mit den Händen vor sich her getastet, ohne irgend etwas zu merken, und wenn man mit ihr sprach, verstand sie den Sinn der Worte nicht. Doch jetzt war das überstanden; sie konnte wieder Worte verstehen, und ihre Hände konnten wieder die Dinge fühlen, und mit der Zeit würde das Licht wieder heller und heller werden, und die Dinge würden wieder werden, was sie ehedem gewesen waren. Und am Ende würde sie ganz vergessen, daß ihr überhaupt einmal die Wirklichkeit begegnet war.

Der Wagen bog von der offenen Straße ab und in kleine Wege ein und aus, und sie sah zu ihrer Verwunderung, daß manches auftauchte, was sie kannte: das Fenster einer Bäckerei mit einer herabgelassenen Gardine und etwas später eine Straßenkreuzung und vier große Pappeln. Sie war sich nicht sofort klar darüber, ob sie diesen Ort noch aus der Kindheit her kannte, oder ob sie von ihm nur gelesen oder gehört hatte; aber schließlich begriff sie, daß es der Ort war, wo sie wohnte. Sie begriff es, als der Wagen einer niedrigen Hecke entlang seine Fahrt verlangsamte und vor einem Gartentor stehenblieb, auf dem eine Zahl stand. Hier wohne ich, dachte sie, und saß mäuschenstill und sah auf das Gartentor hinaus und auf die Zahl, und das Atmen schmerzte sie. Dann tauchte zwischen ihr und dem Gartentor ein Rücken auf, Wilhelms Rücken; er stand draußen und bezahlte den Chauffeur. Erst zählte er Kleingeld auf, aber er hatte nicht genug und mußte deshalb einen Schein aus der Brieftasche holen. Er stand sehr ernst da und glättete ein wenig an dem Schein herum, ehe er ihn weggab. Der Chauffeur lüftete leicht die Mütze und öffnete die Wagentüre, und dabei stand er immer mit abgewandtem Gesicht. Wilhelms Arm kam zum Vorschein und wollte sie stützen, aber sie stieg allein aus. — «Warten Sie doch ein wenig», sagte sie beim Aussteigen zum Chauffeur.

«Ja, aber . . .» sagte Wilhelm und blieb stehen.

«Nein», sagte sie und blieb auch stehen. Der Chauffeur stand da und hielt die Türe offen. Alle drei standen sie da. «Komm», sagte sie schließlich und faßte Wilhelm unter und führte ihn mit sich. Er wollte durch das Gartentor gehen, aber sie führte ihn daran vorbei. Ganz in der Nähe stand ein Laternenmast, zu dem ging sie und lehnte sich mit dem Rücken dagegen.

«Nun höre einmal, Wilhelm», sagte sie.

«Ja, aber, kann ich denn wirklich nichts tun?» Sein Gesicht war ganz grau, sein Mund sah dumm aus.

«Nein. Du sollst jetzt fahren, Wilhelm.»

«Kann ich wirklich nichts tun?» fragte er wieder. «Brauchst du nicht irgend etwas?» Plötzlich hatte er seine Brieftasche herausgeholt. «Hast du Geld?» fragte er. «Du hast gewiß kein Geld? Komm, ich habe Geld.»

Sie mußte lächeln. Er tat ihr plötzlich so leid, dieser fremde Mann Wilhelm. Aber gleichzeitig wurde sie ganz steif, als sie ihn Geld und wieder Geld sagen hörte und wie sie ihn so mit seiner Brieftasche dastehen sah, die sich die ganze Zeit zwischen seinen Fingern bewegte. Schließlich nahm sie sie ihm weg und steckte sie ihm in eine seiner Taschen. Er versuchte nicht, sie festzuhalten, doch als sie sie ihm wegnahm, da war es ihm, als gebe es nun für ihn überhaupt nichts mehr zu tun, und sein graues Gesicht fing ganz plötzlich an zu weinen. «Schwester, o Schwester!»; er wiederholte es immer wieder, während sie ihn am Arm nahm und zum Wagen zurückführte. «Schwester!» sagte er und weinte und ließ sich führen. Er sagte es noch immer, während er schon hilflos in den Wagen stieg, und als er drin saß, streckte er ihr die Hände entgegen. «O Schwester!» Der Chauffeur hielt die Türe auf und wandte das Gesicht ab.

«So fahren Sie doch», sagte sie. «Fahren Sie jetzt!»

Endlich kam der Wagen mit einem harten Ruck in Gang. Sie blieb stehen und sah ihn an den vier Pappeln vorbeifahren und an der Straßenkreuzung verschwinden. Sie blieb noch eine Zeitlang stehen, um ganz sicher zu sein, daß er nicht wieder zurückkäme. Als sie ganz allein war, begann irgendwo im Garten ein Vogel zu singen; sie konnte ihn nicht sehen, aber in jubelnden Kreisen strömte das Licht aus seiner Kehle, wurde stärker und stärker, bis alles um sie her schmerzhaft deutlich wurde. Vielleicht, daß sie drin im Haus den Vogel nicht so laut hörte. Sie ging über den Bürgersteig zurück, ihre Hand fand das Gartentor und brachte es auf. Tief unter ihr glitt der Gartenkies mit vielen kleinen Hügeln und Klüften und weißen und grauen Steinen weg, ein Stück entfernt stand das Haus und sah sie an. Wenn die Gardinen zugezogen gewesen wären, hätte sie gewagt, zu ihm aufzusehen, aber sie wußte, daß sie nicht zugezogen waren: das Haus war wach und sah sie mit kleinen eckigen Fliegenaugen an. Da schleppte sie sich auf der einen Seite vorbei und die drei Stufen hinauf zur Türe. Und schon hatte sie auch die Hand nach dem Schlüssel in ihrer Tasche; doch sie wußte nichts davon, ehe sie ihn zum Vorschein kommen und nach dem Schlüsselloch suchen sah. Er fand es nicht sofort, er suchte unsicher

tastend umher, und es klapperte schwach. Wie wenn einen friert, dachte sie. Dann war sie drin und es wurde plötzlich dunkel. Erst nachdem sie ein wenig stehengeblieben war, konnte sie ein Stück gemustertes Linoleum vor sich sehen. Das Muster war dasselbe und dasselbe, es wiederholte sich zum Verrücktwerden, schwang schließlich rundherum wie ein Rad und verlor sich ganz. Jetzt falle ich, dachte sie. Aber sie fiel nicht. Doch sah sie auch nicht auf, denn sie wußte, daß irgendwo ein Ueberzieher hing und auf sie wartete. Und ein Stock wartete auf sie, und ein Hut, das ganze Haus war voller Dinge, die schweigend warteten. Links jedoch war die Türe zu dem kleinen Zimmer, wohin er fast nie gekommen war; vielleicht gab es dort nichts, das wartete. Sie schleppte sich hinein und kam bis ans Fenster, wo der Armsessel stehen mußte. Immer noch drehte sich alles vor ihr, aber es drehte sich bereits langsamer, und zuletzt erstarrte alles um sie her. Der frühe Sonnenschein erstarrte und hing ausgespannt vor ihr wie ein Laken, und auf dem Laken war ein Muster eingefangen aus dunklem Blätterschatten und einem leuchtenden Rasen und von weiterher aus einer Hecke und einer staubweißen Straße. In einer blanken Mahagonifläche sah sie es umgekehrt, und ihr eigenes Gesicht war ein Teil dieses Bildes. Aber darüber lag ein dunkles und drohendes Etwas und schwamm regungslos wie ein Boot auf einem Waldsee. Sie wußte, daß es vergebens gewesen war, wenn sie geschrieen, sich unwissend gestellt und sich darum herum gedrückt hätte, denn dieses Etwas hatte die ganze Zeit dagelegen und hatte auf sie gewartet. Und der Sinn von allem war, daß sie kommen und es hier finden sollte. Es gab ihr eine große Sicherheit, diesen Gedanken denken zu können; denn endlich war sie bis zum Letzten vorgedrungen, und es gab nun nichts mehr, vor dem sie sich zu fürchten brauchte.

Das Etwas war eine Shagpfeife.

Sie nahm sie an sich und setzte sich damit. Ihre Hand schloß sich darum, und sie fühlte, wie glatt und kalt sie war. Aber sie hatte keine Angst davor, sie nahm sie sogar ganz nahe ans Gesicht und fühlte ihre Kühle an ihrer Wange. Sie roch sogar daran. Der Tabakgeruch war fast betäubend stark. Noch nie hatte sie, seit sie in ihrer Kindheit daheim auf dem Rasen mit einem ganz in das Gras gedrückten Gesicht gelegen war, etwas so Aufwühlendes wahrgenommen. Hier zu sitzen und diesen Geruch und diese Form und die Zeichnung im Holz in sich aufzunehmen, war wie das Erwachen zu einer ganz neuen Wirklichkeit. Nie wäre sie vorher auf den Gedanken gekommen, daß einem so kleinen Ding so vieles innewohnen konnte. Jahre ihres Lebens würde es brauchen, all das zu erklären, was es an ihm zu sehen und zu erkennen gab. Und was diese Pfeife alles war und gewesen war, all die Orte und Farben der ganzen Welt, die in diesem Geruch waren — nein, niemals würde sie es erklären können, und kein Mensch würde es jemals verstehen. Sie allein kannte diese Pfeife und wußte, wie schön sie war.

Sie war jetzt ziemlich dunkel, fast ganz schwarz, aber noch immer konnte man am Pfeifenkopf den Verlauf der Jahre verfolgen. Als sie noch neu war, war sie goldbraun gewesen; doch die Adern waren damals schon genau so verlaufen, und es hatte seine besondere Bedeutung, daß sie wie die Adern in einem schwertförmigen Blatt verliefen. Deshalb war sie ihm auch damals aufgefallen, und deshalb hatte er gerade sie ausgewählt. Er hatte sie eines Tages auf dem Weg zum Büro in einem Schaufenster entdeckt, und nun stellte sie sich vor, wie er darauf Tag für Tag ein wenig vor dem Fenster stehengeblieben war, ehe er wieder weiterging. Die Pfeife lag auf ihrem Kissen aus braunem Samt hinter der Scheibe, und von draußen hingen seine Augen an ihr und folgten ihrer feinen Zeichnung und spiegelten seinen Wunsch nach ihr. Eines Tages hatte sie ihn am Büro abgeholt, und auf dem Heimweg hielt er vor dem Schaufenster an und zeigte sie ihr. Ein Preis war angeschrieben. Fünfzehn Kronen kostete sie, und das sei billig, sagte er. Sie verstand nicht, wieso das billig war, aber er erklärte ihr eifrig, wie schön sie sei, und schließlich konnte sie sie mit seinen Augen sehen und war auch der Meinung, daß sie billig war. Aber als sie hineingehen und sie ihm kaufen wollte, hatte er sie zurückgehalten: Nein, so war es nicht gemeint, er wollte sie nicht haben. Denn selbst wenn der Preis auch niedrig war, so war sie doch zu teuer. Und er hatte keine Verwendung für sie. Er brauchte sie jedenfalls nicht. So standen sie eine Zeitlang und besprachen sich. Zweimal war sie im Begriff, in den Laden zu treten, und jedesmal packte er sie am Arm und hielt sie zurück. Aber schließlich war es ihr dann doch gelungen, die Türe zu öffnen, so daß die Ladenglocke läutete, und da war es denn zu spät. Er selbst ging nicht mit hinein, er blieb draußen vor dem Schaufenster stehen. Sie sah ihn, während der Zigarrenhändler die Pfeife hereinholte. Später saßen sie dann miteinander in einem Straßenbahnwagen. Er hatte die Pfeife ausgepackt und wandte und drehte sie in der Hand und befühlte sie mit dem Daumen und erklärte ihr noch einmal alles, was sie besonders auszeichnete. An diesem Tag waren seine Augen grau wie die eines Jungen, und in den Augenwinkeln leuchtete es, sooft er von der Pfeife zu ihr auf und von ihr wieder hinab auf die Pfeife sah, wie Phosphor auf. Auf seinem Schoß lag die Schachtel und die Schnur und ein Säckchen aus Seidenstoff, in dem die Pfeife gesteckt hatte, und er sprach ziemlich laut und eifrig. Sie fuhren über die Königin-Luise-Brücke, und in den Scheiben der Straßenbahn spiegelte sich die Sonne und das flimmernde Wasser. Ein Schwarm Möven hatte sich zusammengetan, und sie sah ihre weißen Flügel, wie sie im Wind vorbeiglitten. Und sie hatte an diesem Tag einen großen Hut auf und trug ein blau und weiß kariertes Sommerkleid. Es mußte ein Samstagnachmittag gewesen sein, denn sie holte ihn nur samstags ab, wenn das Büro früher schloß, und es mußte anfangs Sommer gewesen sein. Wind und Mövenflügel und der Sonnenglanz in allen Fensterscheiben verrieten, daß es anfangs Sommer gewesen war.

Sie versuchte sich auf das Jahr zu besinnen, in dem es gewesen war. Sie konnte nicht auf die Jahreszahl kommen; aber es war jener Sommer gewesen, da ein Tag dem andern glich, jener Sommer, da ihr Zimmer voller Sonnenflecken war, Sonnenflecken, die dauernd ihre Form veränderten und von Ort zu Ort wanderten, aber die den ganzen Tag da waren. Jetzt saß sie mit geschlossenen Augen und sah den Sommer vor sich als eine einzige Reihe von Sonnenflecken, die durch ein Zimmer wanderten, bis eine blanke Mahagonifläche sie an sich zog und der Widerschein so grell wurde, daß sie die Augen wieder öffnen mußte. Aber an jenem Nachmittag war es hell und windig gewesen, und die Sonnenflecken bildeten unruhige Vierecke auf dem Boden; er ging auf und ab und rauchte seine Pfeife, und sie fragte aus der Küche herein, wie sie schmeckte. Er gab zur Antwort, daß sie entsetzlich schmeckte, denn das täten alle neuen Pfeifen. Er sagte es triumphierend, als wäre gerade das der allergrößte Vorzug seiner Pfeife, daß sie so entsetzlich schmeckte. Und sie lachte und sah zu, wie er drinnen auf- und abging. Sein Gesicht war in seinem Eifer ernst, und der Rauch aus der Pfeife flocht sich in unruhigen Wellen durch die Streifen der Sonne. Später saßen sie einmal irgendwo draußen im Tiergarten, und durch das Laub drang die Sonne herab und malte ihm kleine runde Flecken auf Gesicht und Hände, während er die Pfeife hervorholte und sie stopfte. Sie lachte ihn aus, weil er sie ständig in dem Säckchen aus Seidenstoff hatte, aber er erklärte ihr, daß er das deshalb tue, weil er nicht wolle, daß sie Schrammen bekomme und sich verstopfe. Er würde sie immer gut behandeln, denn sie sollte für sein ganzes Leben halten. Und während er das sagte, stopfte er die Pfeife auf die langsame Art, die er sich angewöhnt hatte, und zum Schluß gab er dem Tabak einen festen Druck, ehe er ihn anzündete. Die Flamme des Zündholzes flackerte in einen Sonnenstreifen hinein und war kaum zu sehen. Es mußte gegen Nachmittag gewesen sein, denn sie erinnerte sich, wie mild und weich das Licht war, und wie seine Augen den dunklen Ausdruck hatten, den sie so gern an Nachmittagen bekamen.

Sie saß noch immer in ihrem Stuhl und versuchte, sich weiter in

die Zusammenhänge hinein zu erinnern, und sie sann nach, wie lange er wohl das Säckchen aus Seidenstoff behalten hatte, um die Pfeife darin aufzubewahren. Es konnte nicht sehr lange gedauert haben, denn sie konnte es sich nicht mehr vorstellen: wenn sie die Augen schloß, sah sie nichts als seine Hand, wie sie die Pfeife hervorbrachte und sie auf die übliche bedächtige Art stopfte. Die Erinnerung zeigte sie ihr nun schon dunkler, aber die gleichmäßig helle Maserung im Holz war jetzt deutlicher als früher sichtbar, und er erklärte ihr einmal, daß er gerade deshalb am liebsten eine ganz helle Pfeife sich habe kaufen wollen. Nicht, weil eine solche neu schöner sei — sie sehe sogar neu beinahe häßlich aus —, sondern weil es eine Freude sei, sie anzurauchen und zu sehen, wie sie allmählich dunkler wurde und die Zeichnung im Holz deutlich hervortrat. Diese Pfeife nun wurde noch schöner, als er erwartet hatte, sie war bereits weitaus die schönste von allen seinen Pfeifen, und keine schmeckte wie sie. Alle Orte, an denen eine solche Pfeife je gewesen war, trugen zu diesem Geschmack bei, und all das, was man gedacht und sich vorgenommen hatte, während man sie rauchte. Das mochte Aberglauben sein, aber für ihn stand es fest.

«Diese Pfeife habe ich von dir bekommen», sagte er schließlich, «und das hat sie gezeichnet. Wenn ich sie im Büro rauche, kann ich sehen, wie du zu Hause umhergehst. Ich kann dein Haar vor mir sehen und deinen Mund und deine Augen, wie sie aussehen, wenn du etwas erzählst, und ich rieche den Duft wieder, der in dem Schrank ist, wo deine Kleider hängen . . .»

So sagte er, und es fiel ihr jetzt ein, daß sie in einem Zug saßen, als er es sagte, auf der Heimreise damals aus dem Ausland. Sie fuhren dem Abend entgegen, und draußen, über einer flachen und meilenweiten Landschaft, wo fremde Menschen lebten und ihre fremde Sprache sprachen, dunkelte es rasch. Im Abteil brannte noch kein Licht, und kurz darauf fragte sie, ob er denn nach den Kindern Heimweh gehabt hätte. «Nein», sagte er. — «Du?» — «Nein», sagte sie, «ich habe wahrhaftig nicht ein einziges Mal an sie gedacht.» Im selben Augenblick strich er ein Zündholz an, um seine Pfeife anzuzünden, und sie sah, wie sein Gesicht und seine Hände in dem Schein aufleuchteten. Er sagte nichts, aber er lächelte und schüttelte den Kopf, während er seine Pfeife anzündete. Und sie verspürte einen leisen, beunruhigenden Stich, weil sie kein Heimweh nach den Kindern gehabt hatte, und weil sie in diesem Augenblick überhaupt nichts entbehrte und nichts mehr wünschte. Sie saß und sah dem Glosten in seiner Pfeife zu. Das wurde rot und hell, sooft er sog, aber es verschwand jedesmal rasch wieder unter einer Schicht grauer Asche, und bald konnte sie es gar nicht mehr sehen.

War das in diesem Jahr gewesen? Oder im letzten? Oder war es fünf, sieben, zehn Jahre her? Sie konnte sich plötzlich an den Zusammenhang der Zeit nicht mehr erinnern; aber es war ihr, als ob all das, was viele Jahre zurücklag, am lebendigsten wäre und ihr am nächsten, während das Gestern und das Vorgestern und die allerletzten Wochen und Monate bis auf den gestrigen Tag einer fernen und unmöglichen Zeit angehörten. Sie erinnerte sich jetzt dunkel, wie sie am Fenster stand und auf das Auto wartete, das an dem Gartentor halten sollte, und wie er dann zu ihr hereinkam und sich in den Stuhl setzte, in dem sie jetzt saß. Sie sah es in der Dämmerung vor sich, weiß und schwarz, doch mit nur wenigen weißen Einzelheiten. Weiß waren sein Gesicht und seine Hände, aber war das wirklich sein Gesicht mit dieser spitzen Nase und dem straffen Mund über den Vorderzähnen? Und die Hände, waren das wirklich seine Hände? Er versuchte, seine Pfeife zu rauchen, aber sie ging ihm die ganze Zeit aus, und die ganze Zeit holte er Zündhölzer heraus, um sie wieder anzuzünden. Die Zündhölzer machten ein merkwürdig trocken raschelndes Geräusch, weil er sie nicht mehr richtig in seiner Gewalt hatte, und die Flamme hüpfte unsicher über dem Pfeifenkopf auf und ab. Aber sie schmecke gut, sagte er. So langsam begann ihm der Tabak wieder zu schmecken, so daß er jetzt über das Schlimmste weg war. «Aber der Sicherheit halber wollen wir es sie machen lassen», sagte er und setzte sich im Stuhl zurecht und rauchte. Und zündete wiederum mit einem zitternden Zündholz die Pfeife an und erklärte noch einmal, daß das Ganze ja gar keine Operation sei, die man ernst nehmen müsse. Dann kam der Wagen und hielt draußen vor dem Gartentor, und sobald er ihn sah, stand er auf und trat auf den Gang hinaus. Aber als sie beide dann schon in den Ueberkleidern dastanden, ging er noch einmal hinein. Er habe etwas vergessen, sagte er. Aber er hatte nichts vergessen, er ging nur durch die vier Zimmer und wieder zurück. Und dabei war er wohl auch für einen Augenblick stehengeblieben und hatte durch das Fenster geschaut, und während er so stand, hatte er wohl die Pfeife, ohne es zu wissen, auf das Brett gelegt . . .

Da hatte sie dann seither gelegen und hatte auf sie gewartet. Ein wenig Asche war noch in ihr, er hatte sie nicht ausgeklopft, wie er das sonst zu tun pflegte. Aber sonst war sie wie früher. Im Mundstück waren die Spuren seiner Zähne und die kleine Vertiefung von seinem spitzen Eckzahn, die sich bei allen seinen Pfeifen zeigte. Es war seine Pfeife. Gestern erst hatte er sie hiehergelegt. Seine Pfeife. Seine. — Und jetzt war er tot.

Es hatte lange gebraucht, bis sie sich an diesen Gedanken wagte, doch jetzt konnte sie ihn denken und ihn sogar laut aussprechen, ohne dabei Verzweiflung zu fühlen, ohne überhaupt irgend etwas dabei zu fühlen. Denn jetzt wußte sie, daß auch ihr Leben zu Ende war. Drin im Krankenhaus hatte sie geschrieen und sich gequält, sie hatte versucht, erst in einer Wolke von Schrecken und schließlich hinter eine Hülle tiefen Schweigens darüber wegzukommen — etwas in ihr hatte wohl gehofft, es möchte auch fernerhin für sie noch ein Leben geben. Ein kleines, geduldiges Etwas jedoch hatte dagelegen und hatte auf sie gewartet, um ihr zu sagen, daß es mit ihrem Leben zu Ende war. Und wie dieses eine Etwas, so gab es tausende und zehntausende von Dingen, die ein für alle Male von seinen Händen und seinen Augen gezeichnet waren. Sie alle hatten sich jetzt verschlossen. Sie würde die einzige sein, die um sie wußte und sie kannte, und die verstand, was sie bedeuteten, und es gab nur noch ein einziges Ziel für sie, das nämlich, ihnen immer näher zu kommen, so nahe, daß sie zuletzt ganz eins mit ihnen wurde. Noch stand das Altwerden vor ihr, noch hatte sie vor sich, wie ihre Kinder groß wurden und selbst wieder Kinder bekamen, und sie wollte ihnen alles, was sie hatte, geben, und es würde noch immer genug für sie da sein.

Sie sah zum Fenster hinaus und entdeckte, daß die Sonne bereits am Himmel heraufgestiegen war. Ihre Gedanken gingen zu den Kindern, die diese Nacht bei ihrer Schwester geschlafen hatten. Sie wollte jetzt hingehen und sie holen. Sie mußten ja längst schon erwacht sein, und sie freute sich darauf, sie zu sehen und ihre weichen, noch verschlafenen Stimmen in dem weißen Morgen zu hören.

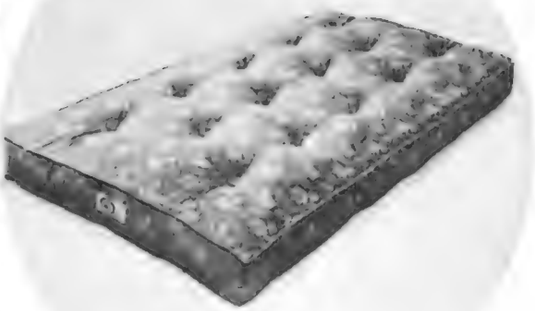
Aus dem Dänischen von Fritz Nothardt

April-May

Die ganze Symphonie der Blüten
hat Elizabeth Arden heute in eine einzige Farbe verschmolzen –
damit es Frühling sei
auf Ihren Lippen und Fingerspitzen . . .

Im unnachahmlich leuchtenden, haltbaren Nagellack	Fr. 5.75
Im abgestimmten Crème-Rouge	Fr. 7.75
In den harmonischen Nuancen hauchzarter Puder	Fr. 10.– 16.–
Im herrlichen Lippenstift	Fr. 7.50 9.– 15.–

Elizabeth Arden



Altbewährt oder modern

Beim Kauf einer Matratze soll das Aeussere — Dessin, Farbe, Form — nicht die ausschlaggebende Rolle spielen. Sorgen Sie vor allem für ein gutes Bett, bestehen Sie auf erstklassigem Matratzeninhalt, wählen Sie Rosshaar, gutes Rosshaar

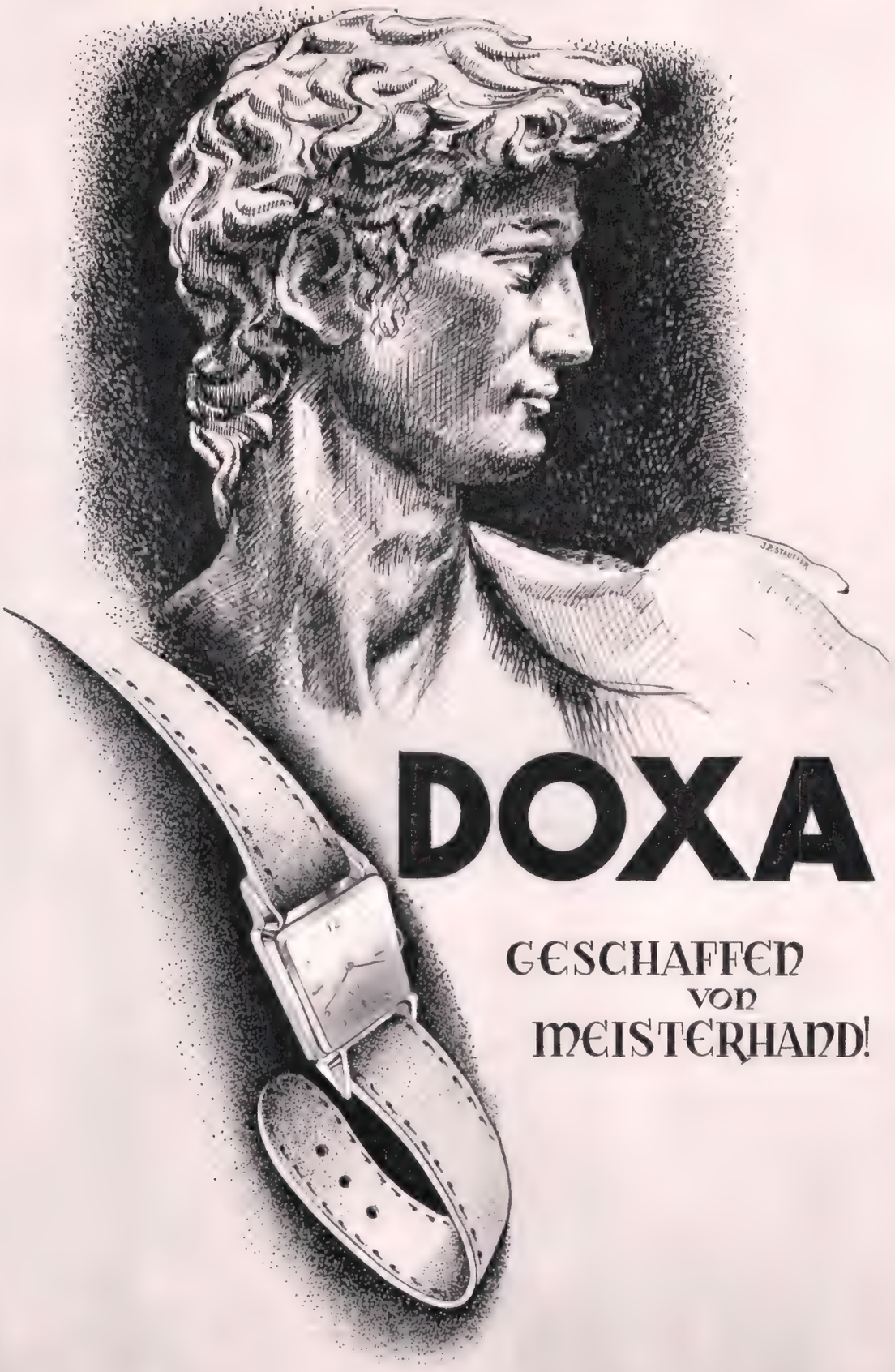
SCHNYDER-ROSSHAAR

DAS GUTE SCHNYDER ROSSHAAR

Das echte Material

GARANTIE-ETIKETTE

pat.



DOXA

GESCHAFFEN
VON
MEISTERHAND!

ERHÄLTLICH IN DEN UHRENFACHGESCHÄFTEN

Zénith

un grand nom dans l'horlogerie

une marque mondialement appréciée

Willem van de Velde, 1633 – 1707

Leinwand 102 × 137 cm

KATZ GALERIE

NATHAN KATZ

Tableaux Anciens

BÂLE / SUISSE

Petersplatz 13

Téléphone 47351

Télégrammes: «Katzart Bâle»

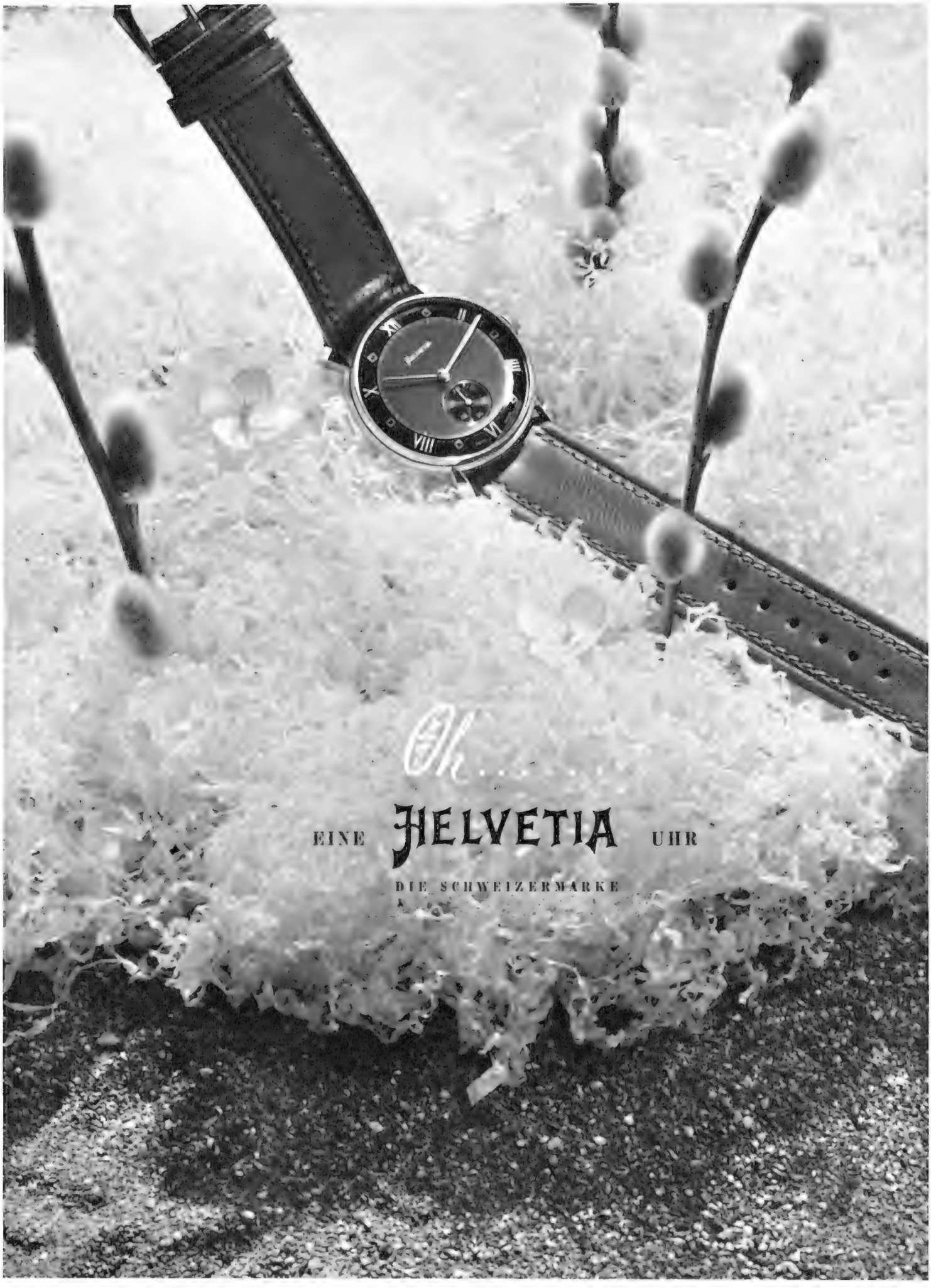

Oh...
EINE HELVETIA UHR
DIE SCHWEIZERMARKE

FOTO EVA HOENIG

TRICOTS & JERSEYS
ALPINIT
RUEPP & CO. A.G.
SARMENSTORF
(SCHWEIZ)

Warum Lenzburg führend ist...

Erdbeeren besonderer Güte

Wir bekommen sie nicht umsonst. Darin steckt eine Arbeit, ein Hegen und Pflegen, das zurückreicht bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Heute ernten wir die Früchte dieser Pionierarbeit. Wir wissen genau, in welchem Boden unsere Erdbeeren geraten, welche Pflege, welche Schutzmaßnahmen sie erfordern. Deshalb gedeihen unsere Erdbeeren ausgezeichnet. Zuckersüß, voller Saft, mit einem Aroma sondergleichen kommen die Beeren gartenfrisch in die nahe Fabrik, und hier entsteht nach dem Lenzburger Verfahren die herrliche Confitüre, welche die Lenzburger Freunde auch während der Zeit der Rationierung so außerordentlich schätzten.

½ Glas *(inkl. 50 Cts. Depot)*	Fr. 2.30	*inkl. WUST + 5% Rabatt*

Lenzburger Hero Confitüre

ohnegleichen!

Schutzengel und Polizist

Ein Vater kehrt von der Arbeit heim und macht vor dem Nachtessen mit seinem Büblein einen Abendspaziergang. Er trifft einen Bekannten, unterhält sich mit ihm und übersieht dabei, daß das Büblein fort und über die Straße springt.

Der Zufall will es, daß in diesem Augenblick ein Auto um die Kurve kommt; der Fahrer stoppt; das Auto schleift 12 Meter weit und mit ihm das Büblein. Den Zuschauern stockt das Blut in den Adern — das Kind ist sicher tot! Doch nein, es kommt unter dem Auto hervorgekrochen, etwas verdutzt und mit ein paar Schürfungen; der Vater springt herzu und schließt es in die Arme. Wie durch ein Wunder war das Büblein unverletzt, was im Polizeirapport mit den Worten vermerkt wurde: «In diesem Fall hat der Schutzengel des Kindes das Seinige getan!»

Nicht immer ist der Schutzengel da; eine Kinder-Unfallversicherung ist deshalb kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit.

ZÜRICH Unfall

„ZÜRICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich, Mythenquai 2 Telephon 27 36 10

Fortschritt der Zeit . . . HERMES hält mit!

HERMES **schreibt leicht**
schnell
präzis

GENERALVERTRETUNG FÜR DIE DEUTSCHE SCHWEIZ:

HERMES SCHREIBMASCHINEN AG. ZÜRICH
BAHNHOFQUAI 7 TELEPHON (051) 25 66 98

"Kitien" ÉTUI GRAND-LUXE

KITIEN rechtfertigt voll und ganz seinen Namen. Er besteht aus echtem, fetthaltigem Rouge, das hält. Schon ein leichter Film, leuchtend und ausgezeichnet haftend, betont die Harmonie der Lippenlinie angenehm. - Der 12-mm-Stift in neuster amerikanischer Form mit der patentierten Vorrichtung zum Auswechseln des Ersatzstiftes erhebt dieses Etui zu einem Artikel höchsten Ranges.

Établissements ARTHUR ROSKOPF, 10, rue de la Scie, GENÈVE

CHAMAELEON

Verwandlungsmöbel

ist hübsch und vielseitig. Ein Geschenk für jedermann, das dauernd Freude bereitet.

CHAMÄLEON

Einige Verwendungen

Schreibtisch, Schülerpult
Büchergestell, Radiotisch
Spieltisch, Servierboy
Nähmaschinentisch
Blumenkrippe, Flickstube usw.

oder ein
idealer Bettisch mit
Rückenstütze

Nur Chamäleon paßt sich den veränderten Verhältnissen in Haus und Familie an.

Prospekte und Bezugsquellennachweis

COMORGA AG., SPIEGEL-BERN

Hochstraße 6, Telephon (031) 56314

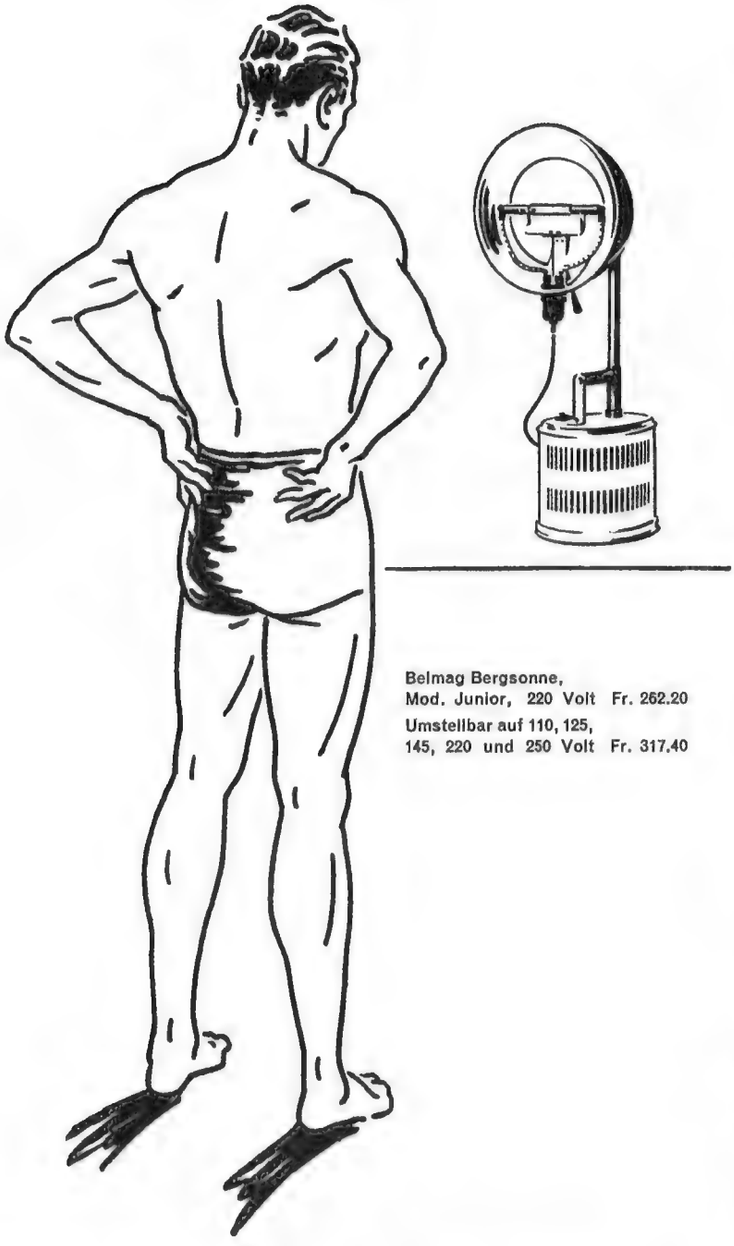
Wer erst einmal durch den Besitz wirklich edler, neuzeitlicher Möbel deren Lebensfreude spendenden, praktischen und inneren Wert kennen gelernt hat, wird gar nicht begreifen können, wie man den Entschluß, *sich neu und zeitgemäß einzurichten*, sich so lange versagen konnte. Oder kennt man einen materiellen Lebensgenuß, der erbauender wäre und täglich soviel Freude und Erholung spendet, als unser Heim, sein Komfort und seine persönliche Atmosphäre? — Obiges Bild zeigt einen Teilausschnitt aus einem neuzeitlichen Speisezimmer in schönstem Rio-Palisanderholz. Einer der hervorragenden Vorteile dieses prächtigen Büfettschrankes besteht darin, daß sich die Hausfrau zu seiner Bedienung im täglichen Gebrauch kaum mehr bücken muß. Geschirr, Besteck usw. können diesem praktischen Büfettschrank bequem, mit kleinstem Bruchrisiko, entnommen werden.

Entwurf, Modell und Alleinverkauf:

Möbel-Pfister AG.

Gegründet 1882

Vorbildliche Wohnkunst-Ausstellungen in Basel — Zürich — Bern sowie in der Fabrik in Suhr bei Aarau.
Verlangen Sie bitte den neuesten Katalog 1948! Sie erhalten ihn gratis und unverbindlich.



Belmag Bergsonne,
Mod. Junior, 220 Volt Fr. 262.20
Umstellbar auf 110, 125,
145, 220 und 250 Volt Fr. 317.40

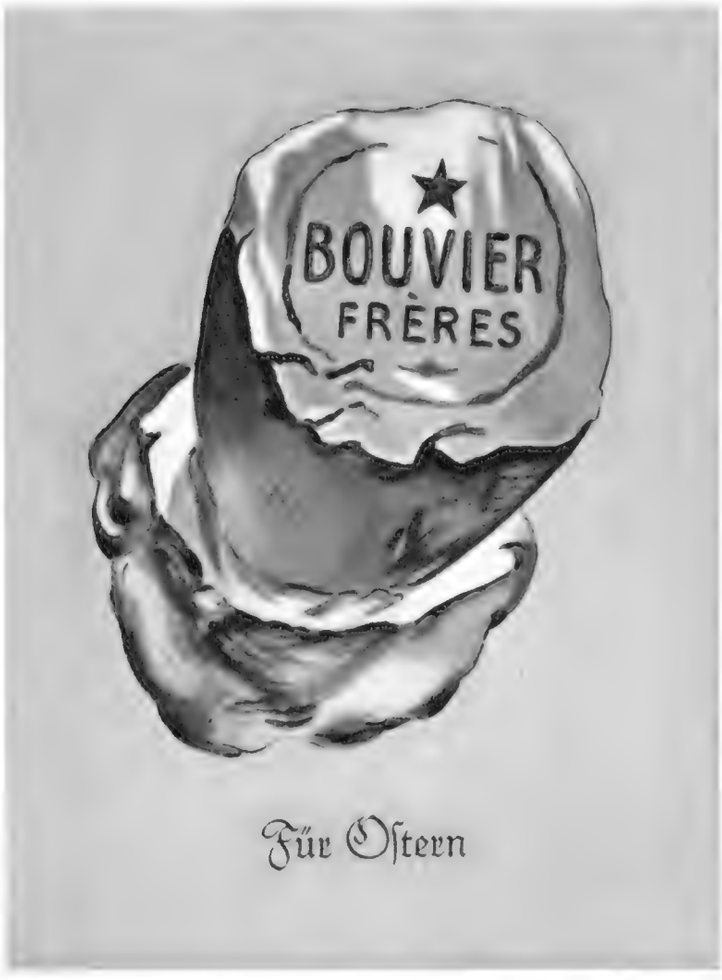
Eine einfache Erfolgs-Rechnung

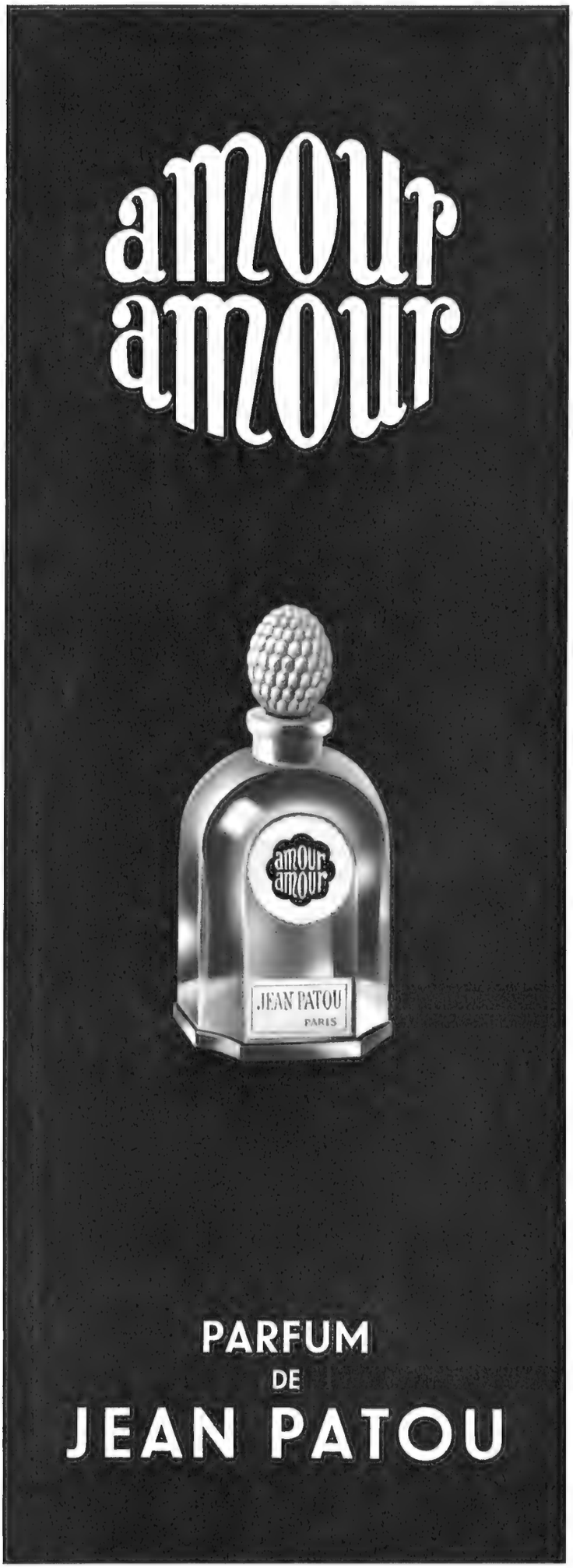
Ein kränklicher, müder, unlustiger Mann leistet wenig — der gesunde aber, der sich «fit» fühlt, packt mit Vergnügen die Arbeit an, er meistert das Leben.

Unsere Gesundheit ist unser kostbarster Besitz, den wir mit allen Mitteln verteidigen sollen!

Regelmäßige Sonnenbäder können Wunder wirken! Sie verhelfen Ihnen immer wieder zu neuer Frische und Arbeitskraft, machen Sie widerstandsfähig gegen die Krankheiten der lichtarmen Jahreszeit, fördern den Stoffwechsel, verstärken den Blutkreislauf und schenken Ihnen ein beneidenswert optimistisches, ferienbraunes Aussehen. Interessante Aufklärungsschrift *kostenlos* durch Belmag Zürich, Bubenbergstr., Tel. (051) 33 22 33.

BELMAG
Bergsonne





Vente en gros pour la Suisse: M. BERGERAT, 24, rue du XXXI Décembre, Genève

Amor und die Fliegen

VON ERNST SCHNELLMANN

Unser Zeichen war die Stubenfliege, richtiger mein Zeichen. Ich sprach — soweit ich mich erinnere — bisher mit Christine nicht darüber. Vielmehr waren diese netten, wendigen Insekten — nicht die großen Kaliber mit den schillernden blauen Bäuchen, nein, die kleinen, schwarzen, glänzenden meine ich — für mich eine Art kurzlebige Kinder, Sendlinge, Beauftragte Amors, also gleichsam Enkel der Aphrodite. Sie waren dabei ganz zuerst, und waren zuweilen da bei den spärlichen äußeren und den viel häufigeren inneren Begegnungen.

Auch jetzt ist wieder die kleine Fliege da, hüpft über Pfeife und Briefklammern hinweg, stoppt, kippt nach vorn auf die vier vorderen Glieder, wetzt erst die beiden Hinterbeine aneinander, fegt dann mit diesen den Hinterleib, zieht mit den Beinen die Flügel herunter, putzt deren Oberfläche, bald mit beiden Beinen zusammen, bald wechselseitig, stülpt die Flügel hoch, wischt die Unterseite, wieder den Hinterleib, die Beine und stößt summend ab.

Doch seltsam — jetzt ist die Fliege wieder ein Insekt, seelenlos steuernd mit seinem Flügelpaar, absetzend auf seinen sechs behaarten Gliedern, dem klammernden Huschen über die Dinge und dem unangenehmen Stempeln des kurzen Rüssels. Sie ist wieder bloße Fliege, nicht mehr Sendling, Botschafter. Sie hat sich ihrer Last entledigt, Stäubchen um Stäubchen heimlich bei mir abgesetzt. Nun erst bin ich wach dafür, spüre die Gewichte, erfahre an deren Wachsen, Kreisen und Kreißen in mir, daß da sehr viel mehr abgelagert, berührt, getroffen wurde.

Es begann in der Mittagspause einer Radiofabrik. Ich kam vom Essen aus der Volksküche und trat in die Arbeiterkantine. Eine Weile stand ich bei der Türe. Die weiße Novembersonne warf schiefwinklige Schattenkreuze über den Fenstertisch auf den tannenen Boden. Sie flimmerte über Käserinden, Wursthäuten und geleerten Thermosflaschen und bröselte wetteifernd mit den satten Stubenfliegen an vereinzelten Brotkrumen weiter. So nebenbei wärmte sie gutmütig den gebeugten Rücken einer Arbeiterin, die mit jener gesammelten Ruhe strickender Frauen ihre Nadeln führte. Es roch nach Zaponlack und Senf. Von nebenan kam Lärm. Ich setzte mich in den Sonnschatten an der andern Fensterwand. Neben mir beugte sich eine helle Arbeiterstirn über das Schaltschema des neuesten Fabrikmodelles. Es war Dominik, ein Bündner und fanatisch der Technik Verfallener. Unberührt von Lärm und Sonne fuhr er mit spitzem Bleistift den Drähten nach, stockte bei Kondensorzeichen und setzte am Rande Zahlenreihen.

Aus dem Nebenraum kam wieder das helle Gelächter. Dann schwoll das Stimmengewirr unbändig an. Männlein und Weiblein, alles redete wirr auf irgend jemand ein. Dann kurze Stille und nochmals ein Hallo.

Ich trat an die Türe. Sie war von drüben verschlossen. Ich wurde neugierig, wandte mich an Dominik, was los sei. Er sah mit schiefen Schultern vom Schema auf: — Sie spielen, die Kinder!

Ich schob meine langen Beine nochmals an die Türe, pochte, bewegte den Türgriff.

— Draußen bleiben, kam das Echo, nachhinkend aber bald die Stimme der Neugier: — Wer ist da?

Ich schlängelte mich unschlüssig: — Wenn du das wüßtest? Da übernahm innen eine helle Mädchenstimme entschieden das Wort: — Laßt ihn herein, es ist Paul.

Ich schob mich zögernd durch den freigegebenen Spalt, lehnte mich innen an die sogleich wieder zugedrückte Tür. Das Spiel ging weiter.

Wohl mehr als ein Dutzend junger Leute rutschten lebhaft auf staubigen Werkbänken, Kisten und alten Radiogehäusen rings an den Wänden herum und . . . lösten Pfänder ein. So war ich zu passiver Rolle verdammt und schaute amüsiert in die Gesichter.

Da waren wir, Krisenopfer aus allen Berufen, aufgesogen von dieser neu aufgezogenen Fabrik der Radioindustrie, Kaufleute neben Mechanikern und Näherinnen, Buchdrucker inmitten von Hausangestellten und Elektrikern, saßen Tag um Tag am laufenden Band, schraubten, nieteten, löteten dauernd dieselben Kondensatoren, die gleichen Verbindungsdrähte, Sockel und Transformatoren in die frisch gespritzten Chassis, schnitten Drähte und Isolierröhrchen, schichteten mit flinken Händen Transformerkerne in die Spulen. Es war nicht unser eigentlicher Beruf — aber wir arbeiteten wieder, wenn auch um kargen Lohn.

Chefbüro mit Konferenztisch eines Basler Handelshauses, durch uns entworfen und hergestellt.

SIM MEN

Die Traugott Simmen & Cie. AG. in Brugg, Zürich und Lausanne sieht ihre Aufgabe darin, ihren Kunden, im Rahmen ihrer Mittel, zu einer gediegenen Arbeitsstätte mit persönlicher Note zu verhelfen.

BRUGG, Tel. 41711 – ZÜRICH, Uraniastraße 40, Tel. 25690 – LAUSANNE, Rue de Bourg 47, Tel. 28992

Frühjahrs-Anzeige

FRANZ FASSBIND

Von aller Welt geehrt

Roman. In Leinen gebunden ca. Fr. 14.—

Leben und Ehe eines Schweizer Arztes

WERNER VON MATTHEY

Russische Kunst

In Leinen gebunden Fr. 11.80

Eine auf knappem Raum mit ausgesuchtem Bildermaterial ausgestattete Entwicklungsgeschichte der russischen Kunst

LUCIE DELARUE-MARDRUS

Blondschopf

In Leinen gebunden ca. Fr. 10.80

Eine anmutige Jugendgeschichte eines kleinen Mädchens und ihres Großvaters, des Kaninchenfellhändlers

BENZIGER-VERLAG

UNIVERSITÉ DE GENÈVE

Semestre d'hiver octobre—mars Semestre d'été avril—juillet

Ouverture des cours du semestre d'été: lundi 12 avril 1948

SCIENCES avec École de Pharmacie

LETTRES
avec Séminaire de français moderne
École d'interprètes
Institut des Sciences de l'Éducation
École pratique de langue française

SCIENCES ÉCONOMIQUES ET SOCIALES
avec Institut de Hautes Études Commerciales

DROIT

MÉDECINE
avec Institut de Médecine dentaire
Institut de biologie et chimie médicales
Institut d'Éducation physique et de sport

THÉOLOGIE PROTESTANTE

INSTITUT UNIVERSITAIRE DE HAUTES ÉTUDES INTERNATIONALES

ÉCOLE D'ARCHITECTURE

Programmes et renseignements au secrétariat

Die Schönheitspflege der englischen Gesellschaft auch Ihnen zugänglich!

Lesen Sie hier, wie Ihre Haut frischer, reiner und weicher wird.

Die hier abgebildete junge Dame verdankt ihren wunderbaren Teint weder komplizierten noch teuren Behandlungen — nein! Wie die bekanntesten Damen der englischen Gesellschaft hat auch sie eine einfache Methode entdeckt, um ihre Haut weich, frisch und glatt zu erhalten, zu allen Zeiten und in jedem Wetter: Abend für Abend verwendet sie Pond's Cold Cream, um die Haut vom alten Make-up, Staub und Schmutz zu reinigen. Dann trägt sie eine zweite, dünne Schicht Cold Cream auf die Haut auf: diese dringt während des Schlafes in die Haut ein, nährt sie und verhilft ihr zu neuer Schönheit.
Am Morgen verwendet sie Pond's Skin Freshener, um die Gesichtshaut anzuregen, und dann legt sie noch ein wenig Pond's Vanishing Cream auf. Auf dieser angenehmen, nichtfettenden Grundlage haftet der Puder während Stunden, sie schützt auch gleichzeitig die Haut vor Rissen und Sprüngen, Folgen eines rauhen Klimas.
Beginnen Sie noch heute Pond's Creams und Skin Freshener zu verwenden! In kurzer Zeit wird ihre Haut in neuer Schönheit erstrahlen. Pond's ist in allen Fachgeschäften erhältlich.

Pond's Vanishing Cream leicht aufgetragen ergibt eine ideale Grundlage für Ihr Make-up — auf ihr haftet der Puder während Stunden.

POND'S

COLD CREAM VANISHING CREAM SKIN FRESHENER LIPSTICK

Mrs. Ernest L. Biddle, Lady Mary Blanger und Lady Bartlett gehören zum großen Kreis schöner Frauen, die Pond's verwenden

Generalvertreter für die Schweiz: F. COATE, 57 Route de Frontenex, GENÈVE

Nun saßen wir da in der Mittagspause und spielten, lachten zusammen, übertünchten den verschütteten Tatendrang mit Kinderflirt. Noch prangten um die lachenden Lippen die Zeichen der Not, der äußeren und noch mehr der inneren, verbissenen, verkannten. Noch zeichneten sich selbst für die junge schwarzäugige Polin da drüben die Backenknochen viel zu hart ab unter der reinen Haut. Aber all dies war weggeräumt, für einen Augenblick vergessen. Nun sprühte in ihren Rehaugen ein sinnlich flackerndes Feuer. Unwillig reichte sie nach dem Machtwort Christines, die als Pfandherrin souverän amtete, dem Schlosser Bachmann die Hand zum Kusse. Für was leuchteten denn ihre eigenen bereiten Lippen? Was war das schon für eine Bürde, Buße, sich die Hand küssen zu lassen?

Christine blinzelte zu mir herüber. Was sah denn das ranke wohlgeratene Kind an mir, dem schmalbrüstigen, aufgeschossenen Neunzehnjährigen? Unsere Blicke verfingen sich, hielten sich. Dann wich ich aus, ungewiß, halb betreten, halb kühl.

Hatte sie doch meine dünne Maske durchschaut? Ahnte sie, daß mein Mund unvermittelt trocken wurde, mein Körper sich prickelnd spannte, als sie vor Wochen sich erstmals in mein Blickfeld geschwungen hatte, blond und grauäugig in leichtem Spreizschritt im Türgeviert zur noch halbleeren großen Montagehalle innehielt und mit dem Rechsteiner maulte? Einfach so frech und unverblümt ihre Meinung hinhieb und mit einem knappen neugierigen Blick auf mich Neuling abdrehte.

Schon tags darauf stand sie so zufällig neben meiner Werkbank, plauderte von Drähten und Schrauben und heischte nebenbei meinen Namen. Ich saß wortkarg da, schielte über die bearbeiteten Lautsprecher vor mir auf ihre guten Hände, wollte kühl sein, weiß der Himmel weshalb. Meine Finger paßten noch ungeschickt die Lautsprechermembrane auf eine Magnetspule. Und sobald Christine meinen Namen wußte, nannte sie ihn zwei-, dreimal in verschiedenen Tonlagen, als ob sie nicht recht verstanden hätte, und ging mit ihrem Raube tänzelnd ab.

Die Tage gingen. Immer wieder stand sie schnell an meiner Werkbank, fragte, hatte bald meine knappe Vergangenheit, wußte, daß ich eigentlich Buchdrucker war und bald nach der Lehre feiern mußte, es nicht aushielt ohne Arbeit und nun mit diesem Fach probieren wollte. Beinahe ungefragt gab sie auch ihre berufliche Vergangenheit frei, Schneiderin, arbeitslos und nun einfach da. Das war alles zwischen uns.

Nun saß sie da auf ihrer Werkbank, baumelte die Beine im Kreise, sprühend von spitzbübischer Lebensfreude, kuppelte die Pfänderschuldner und -schuldnerinnen zu kleinem Flirt und blinzelte zu mir her. Unter Zustimmung der ganzen Horde verschrieb sie dem Basler Pepi einen Kuß von Lisbeth — und schaute zu mir herüber. Ich sah hurtig weg, hatte aber doch schon mein Vergnügen an dieser Spiegelfechterei.

Lisbeth maulte erst, machte sich kostbar. Sie gehörte erst seit wenigen Tagen zur eigentlichen Werkbelegschaft, war vor einer Woche wegen «männeraufreizendem Benehmen» vom alten Herrn selber aus dem Fabrikbureau, wo sie eigentlich hingehörte, väterlich entlassen worden und sollte sich nun mit Einwilligung ihrer Eltern bei einfacher Arbeit im Betriebe bessern. Nun hatte das nette Kind drei Tage wie alle andern seinen Körper an die Werkbank gepreßt und fädelte tagein, tagaus einen roten, einen grünen und zwei schwarze lange isolierte Drähte in ein dickes gelbes Isolierrohr und rümpfte sein Stupsnäschen.

Doch jetzt fühlte sie sich wieder kostbarer, überwand aber doch rasch, faßte kameradschaftlich mit der Rechten Pepis Schulter, deckte flink und erfahren mit der Linken seinen eiligen Mund und setzte ihm züchtig auf die Wange den verlangten Tribut — als gerade das erste Glockensignal vom Saale heraufdrang.

Das zweite Zeichen fand uns alle wieder an unseren Werkbänken und Maschinen, vor den Prüfständen, in den Kondensorküchen und Werkstätten. In der großen Montagehalle hing der durchdringende Geruch des Zaponlackes. Nur selten brach der barbarische Gestank der Kondensorküche in diesen edlen Duft. Ich hockte vor meinen Prüfständen und maß sorgfältig die Spannungen und Widerstände der neuen Transformatoren. Mädchen eilten durch die Gänge, Hämmer nieteten, Spulen surrten. Das graugrüne Flimmern der breiten Oberlichter tänzelte hin und her auf der flatternden Treibwelle an der Decke.

Schräg vor mir schlug ein Riemen mit monotonem Schleifen. Rastlos glitt das Riemenschloß über das Triebrad herunter, nahm meinen Blick mit. Der Riemen aber trieb die kleine Wickelmaschine Christines. Sie wandte mir ihr Antlitz zu. Der Riemen zog meinen Blick immer herunter, über ihr Gesicht zu den Brüsten. Man sah sie zwar kaum. Sie werden wohl da gewesen sein.

Auf ihrer Höhe surrte der Riemen um das kleine Triebrad und glitt hurtig hinauf. Sie schaute herüber. Ich schaute hinauf, aber der Riemen zog meine Blicke herunter, immer wieder, wieder. Wir waren uns nah. Der Lärm in der Halle schwoll an und ab. Sie sah herüber und frug leise in eine jener jedem Fabriksaal eigenen Lärmpausen, in denen selbst das

EINE SEIT JAHRZEHNTEN GEPFLEGTE TRADITION HANDWERKLICHER SCHUHMACHERKUNST NACH DEN GEH- UND STEHFUNKTIONEN MODELLIERTE LEISTEN SIND DIE GRUNDE DER VOLLKOMMENHEIT DER LOW- UND PROTHOS-SCHUHE

Sorgfältige Wahl des Materials

EINE SEIT JAHRZEHNTEN GEPFLEGTE TRADITION HANDWERKLICHER SCHUHMACHERKUNST. NACH DEN GEH- UND STEHFUNKTIONEN MODELLIERTE LEISTEN SIND DIE GRUNDE DER VOLLKOMMENHEIT DER LOW- UND PROTHOS-SCHUHE

LÖW UND PROTHOS AG. OBERAACH, THG.

Darum besser gehen in Löw und Prothos

GUT BEDIENT IM SCHUHHAUS LÖW-PROTHOS

Basel Gerbergasse / Falknerstrasse 12 — *Genf* Place du Lac 1 — *Thun* BÄLLIZ — *Zürich* Lintheschergasse / Usteri 8 — *Bern* Amthausgasse 16 — *Basel* BOITE CHAUSS., Streitgasse — *Lausanne* St. Pierre 6

Zürich CENTRAL, Limmatquai 112 — *Olten* LÜTHY, Kirchplatz — *Baden* Bruggerstrasse 12 — *St. Gallen* LÜTHI, Neugasse 5 — *Luzern* HOFMANN, Weggisgasse 28 — *Weinfelden* LINDENHOF, Marktplatz

In Luxemburg finden Sie Prothos-Schuhe im Schuhhaus Witry-Rausch, 9, Rue Chimay

Labitzke Farben

LACKE • DRUCKFARBEN

G. LABITZKE ERBEN
ZÜRICH-ALTSTETTEN

CRÉATION UNIVERSAL

EN VENTE CHEZ
OSCAR STAHEL
SIHLSTRASSE 3
ECKE BAHNHOFSTR.
TELEFON 23.41.52
ZÜRICH

Feine Uhren

Gediegener Goldschmuck

Allemann

Zürich, Bahnhofstrasse 26 • Gegenüber Sprüngli

Die beliebten

Cashmere Bouquet Produkte

sind wieder erhältlich

TOILETTE-SEIFE
COLD CREAM
BRILLANTINE
TALC

leise Summen einer Fliege als unerträglicher Lärm empfunden wird: — Bist du noch keusch?

Ich stockte. Was sollte diese Frage? Dann nickte ich doch, automatisch, ohne dies im Grunde preisgeben zu wollen. Sie sah wieder nieder auf ihre Spule, wickelte weiter, folgte mit den Blicken den wachsenden Drahtwindungen auf der Spule. Einmal blinkten ihre hellen Zähne auf, wie bei einem Lächeln von weit innen.

Da fragte ich: — Und du?

Sie neigte den Kopf noch mehr und zögerte, dann nickte sie. Und sah auf, forschte in meinen Augen, in einem erst, dann im andern und wieder zurück im ersten. Ich glaubte es treuherzig, doch mein Mund sprach anders, ungläubig, skeptisch. Da nickte sie noch einmal, mit einem ernst sein wollenden Gesichtchen und sah wieder auf. Wir arbeiteten beide weiter.

Erst weit später — ich sah wieder auf die Treibwelle und ließ meine Blicke magnetisch durch das Riemenschloß nach unten ziehen — sprach sie wiederum leise: — Du . . . ich möchte einmal von dir einen Kuß.

Ich fuhr leicht zusammen, und da ich in Verlegenheit geraten zumeist lächle, schüttelte ich eben lächelnd meinen Blondschopf. Sie sagte fester: — Doch, und bewegte knapp den Oberkörper aus den Hüften. Wir werkten beide weiter. Meine Kehle war trocken.

Ich wechselte den Prüfstand, verschwand ihren Blicken hinter der breiten Anlage. Abwesend schloß ich einen Transformer falsch in die Klemmen. Der Kern hatte Schluß und wie ich ihn harmlos anfaßte, traf mich ein Schlag, schleuderte mich jäh auf den Stuhl zurück. Ich war hellwach, nur die Glieder waren weg, gefühllos, ohne Kontrolle. Schweiß lag über meiner Stirn. Minuten vergingen. Dann arbeiteten die Nerven wieder. Ich warf den Hauptschalter herunter, sicherte und löste dann den verbrannten Transformer aus den Klemmen heraus. Christine hatte nichts bemerkt.

Die Tage kamen, die Wochen gingen. Ich hatte sie noch nicht geküßt. Einmal stießen wir zufällig aufeinander in einem Magazinraum, in dem man schon hinter dem ersten Regal in Deckung war. Sie stand vor mir, seltsam scheu, bereit und nah. Ich sah an ihren wartenden Augen vorbei auf ihren Mund, unstet auf ihre Brüste — die auf einmal da waren, sich leicht strafften — nieder auf ihren Schoß und hastig hinaus auf die gelbe Backsteinmauer des Nachbargebäudes, wo kein Halt war, kein Zeichen und der Blick sinnlos links und rechts abglitt. Ich wartete, sie wartete. Eine Fliege summte auf, ich wußte, daß ich bald lächeln werde. Da sog ich bebend Luft, spürte sie . . . und war schon fern, hörte mich gequält sprechen, fragte nach den gesuchten Schrauben, fragte sie, ob sie zufällig wisse, wo diese lägen. Sie war rasch unbefangener, plätscherte in meinem Krame, ich ging dankbar mit.

Tage gingen, Tage kamen, auch ihr Geburtstag. Sie kündete ihn weit voraus an, ihr zweiundzwanzigster sei es. Wir arbeiteten damals am gleichen Laufband. Nach etwa einer halben Stunde war die zugeteilte Arbeit fertig und dann schob man das Chassis dem Nachbarn zur Linken weiter. Die Chassis bewegten sich auf Gleitschienen im langen Montagetisch, nach etwa zwanzig Arbeitsteilen waren die Apparate zur ersten Prüfung bereit. Ich war Nummer eins, Christine Nummer vier. Wenn wir aufstanden, um Material zu holen oder zu sonst einem Zwecke, streiften wir zufällig am andern vorbei. Und immer berührten sich leicht unsere Körper, irgendwo, unauffällig. Eines hatte begonnen. Ohne ein Wort übernahm das andere das prickelnde Spiel. Ich ahnte die straffe Sanftheit ihrer Glieder.

Abends dachte ich oft darüber nach, wälzte mich hin und zurück. Bald schalt ich mich einen Laffen, bald nahm ich mir vor . . . Bis dann einmal mitten in all diesem Wägen eine Fliege mich störte, mit jener infamen Hartnäckigkeit im Dunkel noch und noch auf meine Stirn zurückkehrte und unvermittelt die brodelnde Wut in mir in ein Lächeln umbog. Wie denn, wenn diese niedlichen Zweiflügler Zeichen, Boten Amors wären? Gerade als Zeichen über unserer Begegnung stünden? Gerade ihre Belanglosigkeit gleichsam Garant dafür wäre, daß auch die Begegnung selbst in leichtem Rahmen leichtes Gewicht hätte? Dies gab alles dem Weiteren ein bestimmtes Licht, eine bestimmte Linie, beinahe ein Geländer, wenn es unter und in mir zu schwanken anhob.

Am Vorabend ihres Geburtstages verkündete sie keck, daß morgen zur Feier des Tages alle an ihrem Laufband ihr einen Kuß geben dürften — aber ich müsse beginnen. Der Tag kam und ging. Ich hatte wiederum den Anfang nicht gemacht. Trotz allem Proteste verweigerte sie darauf dem ganzen Band den Tribut des Tages. Ich staunte, war mit einem schlechten Gewissen stolz, mit mir selbst unzufrieden.

Bald darauf gab ich ihr die Hand zum Abschied. Ich nahm vorübergehend meinen Beruf wieder auf.

Nach Monaten kehrte ich nochmals in die Fabrik zurück. Christine war indessen noch blühender, weiblicher geworden. Sie hatte noch das-

Aarau, Arbon, Baden, Basel, Chur, Frauenfeld, St. Gallen, Glarus, Herisau, Lenzburg, Luzern, Olten, Rapperswil, Romanshorn, Rorschach, Schaffhausen, Will St.G., Winterthur, Wohlen, Zug, Zürich. Depots (Schild AG.) in: Biel, Delsberg, Interlaken, Thun.

selbe heimliche Gebaren zu mir. Aeußerlich blieb alles zwischen uns beim alten. Ich bemerkte bald, daß anderswo eine Aenderung eingetreten; daß wo sie ging, Blicke, Worte, zuweilen auch leichtere Hände ihr folgten.

Ich arbeitete wiederum mit Markus zusammen. Einmal neigte er sich herüber: — Sei nicht so karg. Von Christine kannst du alles haben. Siehst du nicht, daß sie dich sehr gern hat? Wegen dir würde sie alle andern abhängen.

— Meinst du? ich schüttelte den Kopf, nicht weil ich daran zweifelte, doch vielmehr weil sich — ich weiß nicht aus welchen Gefilden — ein eigentümlich altmodischer Gedanke in mir vorschob: — Heiraten kann ich sie doch nicht!

Markus sperrte seine großen verlebten Augen auf: — Heiraten? er rang nach Worten: — Wo denkst du hin? Das ist doch nicht nötig!

Wir sprachen nicht mehr davon. Ich trat bald wieder und diesmal endgültig aus dem Betriebe aus.

Jahre kamen und gingen. Ich verlor Christine aus den Augen, weitgehend auch aus dem Sinn. Selbst die Fliegen verloren ihre Zeichenhaftigkeit, ihr Gewicht. Selten geschah es, daß bei ihrem surrenden Wiegen im Raum die Erinnerung heraufkam, heitere Silbertöne, ohne Mißklang.

Irgendwann in einem fröstelnden Vorfrühling traf ich Christine unvermittelt auf einer Stadtbrücke. Ich erkannte sie erst ganz nah. Sie wollte zögernd vorbei. Ich hielt an, lächelte: — Du?

Sie war seltsam geteilt. Ungebrochen strahlte ihr frohes Gemüt. Doch ihr Körper war schmäler, eingefallen, übermäßig verbraucht. Sie fror bald, als wir eine Weile plauderten. Ich hätte sie gerne in meine Arme genommen, an meiner breiter gewordenen Brust gewärmt. Doch die Menschen ... Sie wissen ... So wärmte ich begütigend und glücklich ihr Händchen, plauderte, vernahm wenig und ließ sie wieder ziehen. Lächelte dann so vor mich hin, weil keine Fliegen da waren und nahm mir vor, der nächsten Fliege, die mir begegne, einen Dankesgruß an Amor mitzugeben. Ich vergaß wohl auch dies.

Monate später sah ich sie nochmals im Vorbeihuschen. Sie war wieder voller geworden, strahlte im Vorbeigleiten, und bis ich sie in meiner Erinnerung eingeordnet, war sie schon weit.

Auch ich war innerlich weit weg. Ich suchte, gehetzt von der Fratze der Not jener Zeit in verstaubten Büchern, fraß mich durch theoretische Werke, lebte mit andern gleich mir fragenden, suchenden, jungen Menschen. Was sollte dies kleine Lieben in meinem Herzen, das die Not der Zeit und Welt quälend anfüllte? Was wußte ich davon, daß Liebe tiefer dringt und Gültigeres schafft als suchende, hadernde Vernunft?

Neue Jahre kamen und gingen. Außen und innen war manches klarer, stiller, illusionsloser, reifer geworden. Ich hatte den Beruf verlassen, schlug mich als Werkstudent zäh durch und lebte in einer sturmfreien Vorortsbude zu ebener Erde.

Es war an einem frühen Oktoberabend. Die Nacht wuchs aus den Zimmerwinkeln und füllte allmählich gefräßig meine Stube. Der Regen hatte nachgelassen. Es war gütig warm. Der Wind ruckte nur noch stoßweise an den Fensterläden. Graue Nebelfetzen kämmten den nahen Waldsaum. Ich drehte das Licht an. Die Nacht wich sprungweise hinaus und saß nun breit und intensiv im Fenstergeviert. Ich stand lange am offenen Fenster und schaute in die blindwerdenden Gärten. Schritte schleiften jenseits der stillen Straße, dann war es ruhig.

Ich schloß die Läden und setzte mich wieder still hinter meine Arbeit, legte dann die Bücher beiseite und fing geruhsam an, die Winkel eines Kristalles zu messen. Schon seit Jahren lag das schöne graubraune Stück auf meinem Tisch. Vor einigen Tagen hatte ich eine kleine Drehscheibe gebastelt, um die Winkel zu messen, die zauberhafte Arbeit der Natur nachzuprüfen, zu bestätigen. Der feine Sechskant freute mich. Schritte tappten an meinem Fenster vorbei. Sorgfältig spannte ich das Stück auf die Drehscheibe, ließ dann einen schmalen Lichtstrahl einfallen und drehte zugleich das Stubenlicht aus. Die gleichen Schritte näherten sich wieder, zögerten, hielten an und gleich darauf berührte eine Hand den Fensterladen und begehrte scheu Beachtung.

Ich erhob mich, schob die Läden auf, ein Windstoß riß mir den einen aus der Hand. Eine dunkle Gestalt war zurückgetreten. Das ferne Straßenlicht gab kaum die Konturen.

— Ja? frug ich endlich.

— Du bist es, kam dann eine Stimme, staunend, erleichtert. Ich luchste hin, sah langsam undeutlich ein bleiches Gesicht über einer gedrungenen Frauengestalt. Sie trat näher. Da erkannte ich unter der mit angeklatschten Haaren gestreiften Stirn ...:

— Du, Christine?

— Ja, sagte sie einfach, — ich ging zufällig vorbei, als du am Fenster standest. Sag, hast du etwas Zeit für mich?

Fremde Schritte nahten fern. Ihr Kopf war ganz nah über dem Gesimse.

Wissen Sie, daß der Hoover auch klopft?

Unverbindliche Vorführung in jedem guten einschlägigen Geschäft

Er fördert selbst tiefeingetretenen Sand, den größten Schädling der Teppiche, hervor, bürstet die Oberfläche gründlich und saugt den ganzen Schmutz in den staubdichten Sack. Einfach in der Bedienung, vorzüglich in der Arbeitsleistung und außerdem sehr preiswürdig, ist der Hoover der zuverlässigste Helfer der Hausfrau.

Hoover-Apparate AG., Claridenhof/Beethovenstraße 20, Zürich

Der **HOOVER** Eingetragene Schutzmarke

Er KLOPFT ... er BÜRSTET ... er SAUGT

NEU: Für die Hausfrau, die einen Schlittenapparat vorzieht, den guten, billigen Hoover 402.

GéoVi DR. VIELI, BERNE

KAYWOODIE-ERINNERUNGEN

Die KAYWOODIE-Organisation machte Pfeifen 2 Jahre bevor die Dampfpumpe zum Feuerlöschen verwendet wurde. Die Kaywoodie Company wurde groß durch die Qualität ihrer Pfeifen. Gegr. 1851.

Ihr Rauchtabak schmeckt besser in einer Kaywoodie-Pfeife. Denn hinter jeder Kaywoodie steht eine 96jährige Erfahrung und eine nach den neusten Erkenntnissen eingerichtete Fabrik. Abgebildet sehen Sie eine Flame Grain Kaywoodie. Kaywoodie-Pfeifen sind in verschiedenen Preislagen von Fr. 20.— bis 114.— in folgenden Zigarren-Spezialgeschäften erhältlich:

ZÜRICH: C. Jul. Schmidt Erben, Paradeplatz 3 und Rämistraße 2 - Ad. Schoch, Bahnhofstraße 22 Frau Röhm-Vogel, Bahnhofstraße 46 und Poststraße 12 E. Streiff Söhne, Sihlbrücke A. Dürr & Co. AG., zur Trülle, Bahnhofstraße 69 und Bahnhofplatz 6 - E. Dietiker, Bahnhof Enge Jakob Schwarzenbach, im Hauptbahnhof
WINTERTHUR: Konr. Schmid, Rathausdurchgang
BASEL: Max Oettinger AG., Aeschenvorstadt und Falknerstraße 2 - Müller & Co., Freiestraße 52
BERN: E. Flurys Wwe. und Söhne AG., Schweizerhoflaube
LUZERN: Henri Huber, Zigarrenhaus Monopol, Pilatusstraße - Alois Wicki, Kapellgasse 15
ST. GALLEN: Wellauer & Co. **AARAU:** Ad. Fischer **BADEN:** W. Hurni, Badstraße
SCHAFFHAUSEN: Hch. Leu, Bahnhofstraße - Otto Blanks Wwe., Goldsteinerstraße
ST. MORITZ: Rud. Hausers Wwe. **CHUR:** St. Mettier, Grabenstraße
LUGANO: F. De-Giorgio, Piazza Riforma 2 **LOCARNO:** Fa. Maurer-Zemp, Muralto
GENF: S. Rhein, Rue du Mont Blanc 1 **LAUSANNE:** Margot & Co. S. A., Place St-François 12

KAYWOODIE COMPANY NEW YORK / LONDON
Generalvertretung:
Aeschbach-Eichenberger AG. · Zürich 23

KAYWOODIE
seit 1851

Da griff ich ihr unter die Arme und hob sie wie ein Kind zu mir in meine Stube, schloß rasch Läden und Fenster und gab Licht.

Sie stand immer noch befangen, wo ich sie sachte hingestellt hatte. Ihre Kleider waren so naß wie die Haare. Ich küßte sie beruhigend auf die Stirn, riß ohne Worte Badtuch und Badmantel aus dem Kleiderschrank und breitete beides über mein Lager.

Wie sie dann in einem viel zu großen Pyjama trocken und warm unter meiner Decke lag, küßt' ich sie nochmals auf die Stirn, legte den Zeigefinger auf die Lippen und drückte ihr sachte beide Hände, die brav auf der Decke lagen. Dann beschäftigte ich mich mit den Kleidern, konstruierte mit wenigen Griffen aus einem kleinen Strahler, Stuhl, Tisch und Schistöcken eine Trockenanlage und breitete die Kleider darüber aus. Ihre Blicke gingen mit.

Wie ich wieder zu ihr trat und mich lächelnd über sie beugte, in ihre verschleierten Augen über den lächelnden Lippen sah, wußte ich, daß ich an diesem Abend mehr Mensch als Mann sein müsse. Nochmals trat ich zum Tisch und schattete das Licht ab. Dann saß ich lange still auf dem Bettrand, hielt ihre Hände, strich zuweilen leise über ihre Stirn. Sie war wieder feucht und von jener flackernden Fieberhelle.

Erst gaben wir uns knapp die Daten des äußeren Lebens, fühlten bald die Leichte ihres Münzwertes zu dieser Stunde, traten ein in die wesentlicheren Schichten und waren dann sprunghaft in einem jener seltenen Gespräche, wo beides, Daten und Begebenheiten zurücktreten, keine Schleier mehr wissend vorgeschoben, jene Bereiche des schon Durchdachten rasch durchschritten werden und eine gültigere neue Sicht sich abhebt.

— Schau, fuhr Christine weiter, — ich hatte viele Freunde, mancherlei Begegnungen. Dem Hunger in mir gab ich selbst und viele andere manchen Namen. Was sagt in uns ja? Was sagt in uns nein? Auch als sich später aus dem Ja jene Vortrauer um das Hoffnungslose nicht mehr verdrängen ließ, warf ich immer wieder meine letzten Münzen in das zum Spiel Gewordene. Daß wir uns und andere nicht halten, nicht wunschlos ausfüllen können, das ist so bitter. Daß wir einem Ganzen immer halb, mit unserem Ganzen immer einem Halben begegnen, daß auch durch das dauernde Begegnen nichts ganz wird, das ist entsetzlich. Warum sind wir so arm? Was heißt «ganz»? Ich habe oftmals an dich gedacht. Erst war ich traurig, zuweilen auch böse, daß du mir damals fernbliebst, mir dich einfach versagtest. Dann war ich erstaunt, daß du dennoch immer mit gleicher Kraft in mir warest und glaubte bald, daß ich allein dich wirklich liebe. Es ist gut, daß ich dich in jener Zeit nicht getroffen habe. Viel später wußte ich mit jener befreienden Helle, daß es so recht war, daß du mir allein auf diese Weise bleiben konntest.

Sie sprach das alles nicht so gedrängt und zusammenhängend. Sie lag immer wieder still da. Es kann auch sein, daß ich schon einzelne Gedanken davon einflocht. Doch weiß ich noch, wie das Weitere von uns gleichsam im Duett gesprochen wurde, die Gedanken und Stimmen sich in freier Folge riefen, tauschten, deckten: — Vielleicht ist es im Grunde so, daß sich zwei Menschen nur in der Entsagung oder dann in der heiteren Resignation gültig und dauernd begegnen können. In der Entsagung wird das Halbe halb gelassen und meist auch auf die Hälfte noch verzichtet. Aus der Resignation wächst wohl die einzige mögliche Form der Treue. Treue wird gelobt aus dem brennenden Wunsche, daß das Gefundene sich decke oder decken werde mit dem Bilde, das jeder Mensch von Anbeginn mit sich trägt, zu tragen glaubt, obwohl es sich zumeist nur um ein Spiegelbild handelt. Treue wird gebrochen, sobald dieser Glaube sich als Aberglauben erweist, doch der Grund nicht in der gegenseitigen Schwäche und menschlichen Bedingtheit gesehen, sondern das Versagen, der Betrug an seiner Illusion ins Gegenüber abgeschoben wird. Dann wird meistens der Harnisch der Bitterkeit, des Unverstandenseins ergriffen und sehr selten jene heitere Resignation, die nichts als eine Entsagung von den wunderlichen Idealen und eine Bejahung des Menschlichen, Brüchigen und Armseligen ist. Es muß schön sein, wenn zwei den Vexierbildern der Ideale Entsagende sich als Menschen begegnen und lieben. Es muß lösend sein zu wissen, daß wir nichts *haben* können, doch alles, alles lieben dürfen.

Wir schwiegen beide. Draußen rüttelte der Wind. Wir sahen uns lange an, heiter, bewegungslos. Es gab kein Wort mehr zu sagen. Das Fieber hatte nachgelassen. Ich brachte Christine bald nach Hause.

Spät am Abend saß ich noch an meinem Tisch. Eine Fliege sauste endlos um meine Tischlampe. Fliege Amors? Vielleicht war sie doch in einem gewichtigeren Sinne Bote und Zeuge, ein Zeichen des Leichten, vor der Ewigkeit Unverbindlichen, dem Raume Ungewichtigen, wie wir selber es sind. Wer, was wartet denn schon auf uns?

HUDSON 1948

das erste Automobil, das die Vorzüge amerikanischer Ausstattung mit den Fahreigenschaften europäischer Konstruktion vereinigt.

GENERALVERTRETER FÜR DIE SCHWEIZ:

BASEL C. Schlotterbeck ZÜRICH
AUTOMOBILE A.G.

Primrose House

SKIN-FRESHENER-GESICHTSWASSER

Anwendung: Nach Reinigung der Haut entfernt der in Skin-Freshener getauchte Wattebausch jeden Rest der verwendeten Reinigungscrème. Verleiht jedem Gesichtstypus gesundes und frisches Aussehen.

In guten Fachgeschäften erhältlich.

Generalvertretung für Europa: Primrose House AG., Basel

sind etwas Besonderes

Was ist ein Gentleman?

VON KARDINAL JOHN HENRY NEWMAN 1801—1890

Eine der Grundkräfte der menschlichen Seele ist die Selbstachtung. Verfeinert durch die Zivilisation, tritt sie heftig warnend auf, wenn wir daran sind, uns eine Blöße zu geben. Sie wird zum Feind von Extravaganzen aller Art, sie schreckt vor dem zurück, was man Szenen nennt, das Scheinheldentum findet vor ihr sowenig Gnade wie der Egoismus oder die Heuchelei oder die Rabulistik des Wortes. Sie lehrt den Menschen seine Affekte unterdrücken, seine Stimmungen beherrschen und sowohl die Strenge wie auch den Ton seines Urteils zu mildern.

So haben wir den Gentleman schon fast umschrieben, wenn wir sagen, er sei ein Mann, der nie Schmerz zufügt. Er beschäftigt sich sehr wesentlich damit, nur die Hindernisse zu beseitigen, die dem freien und uneingeschränkten Handeln derer um ihn im Wege stehen; lieber wirkt er bei ihren Handlungen mit, als daß er selbst die Initiative ergreift. Seine Dienste entsprechen etwa jenen eines Lehnstuhls oder eines guten Feuers, die das Ihre dazu beitragen, Müdigkeit und Kälte zu vertreiben, obwohl die Natur auch andere Gelegenheiten zum Ausruhen sowie physische Wärme beschafft. Ebenso vermeidet der wahre Gentleman sorgfältig alles, was einen Mißton oder eine Erschütterung in den Gemütern derer verursachen könnte, mit denen ihn das Schicksal zusammenbringt. Er hat Augen für alle in seiner Umgebung. Er ist zartfühlend gegenüber den Schüchternen, freundlich gegenüber den Zurückhaltenden und nachsichtig gegenüber den Einfältigen; er ist sich stets bewußt, mit wem er redet; er hütet sich vor unvernünftigen Anspielungen oder Gesprächsgegenständen, die verärgern können, er ist selten führend in der Unterhaltung und nie ermüdend. Er geht rasch über Gefälligkeiten hinweg, die er erweist, und scheint zu empfangen, wenn er der Gebende ist. Von sich selbst redet er nie, außer wenn er sich dazu gezwungen sieht; der Verleumdung oder dem Klatsch ist sein Ohr verschlossen, er geht sehr skrupelhaft vor, wenn er denen, die ihm in die Quere kommen, Beweggründe zuschreibt, und legt alles zum Besten aus. Er ist nie engherzig oder kleinlich bei Meinungsverschiedenheiten, und Uebles, das er nicht offen auszusprechen wagt, schmuggelt er nicht verschleiert ein. Aus weitschauender Klugheit hält er sich an den Grundsatz des Weisen aus dem Altertum, daß wir uns stets unserm Feind gegenüber so verhalten sollten, als ob er eines Tages unser Freund werden sollte. Er hat zu viel gesunden Menschenverstand, um sich durch Beleidigungen gekränkt zu fühlen; er hat Besseres zu tun, als erlittenes Unrecht im Gedächtnis zu behalten, und ist zu unbekümmert, um etwas nachzutragen. Schmerzen nimmt er auf sich, weil sie unvermeidlich sind, Verluste durch den Tod, weil sie unabänderlich sind, und den Tod, weil er sein Schicksal ist. Läßt er sich auf irgendwelche Kontroversen ein, so bewahrt ihn sein gut disziplinierter Verstand vor der plumpen Unhöflichkeit an sich vielleicht überlegener, aber schlecht gebildeter Gemüter, die wie stumpfe Waffen zerreißen und zerhacken, statt einen sauberen Schnitt zu führen, die den in Frage stehenden Hauptpunkt verkennen, ihre Kraft an Kleinigkeiten verzetteln, ihren Gegner mißverstehen und den Fall am Schluß verwirrter zurücklassen, als sie ihn vorfanden. Nirgends werden wir größere Offenherzigkeit, Aufmerksamkeit, Nachsicht finden. Er versetzt sich in den Geist seiner Gegner, er berücksichtigt ihre Fehler. Er kennt die Schwäche so gut wie die Stärke der menschlichen Vernunft, ihren Bereich und ihre Grenzen. Er ist ein Freund religiöser Duldung, und dies nicht nur, weil seine Weltanschauung ihn gelehrt hat, alle Formen des Glaubens mit vorurteilslosem Blick zu betrachten, sondern auch aus der Milde und Verfeinerung des Gefühls, welche die Begleiterscheinung der Zivilisation ist. Aus «The Scope and Nature of University Education», 1852

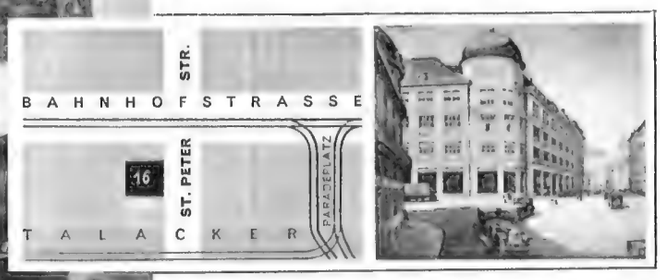
Blick in die indische Welt

Der Indologe Paul Deussen erzählt von seiner Indienfahrt (1892)

UNTERWEGS IM ROTEN MEER

Daß man in einem geschlossenen Meere zwischen zwei ungeheuren Wüstenländern durchfährt, macht sich durch die hier herrschende große Hitze jedem bemerkbar. Gleich nach Suez legen die Schiffsoffiziere ihre dunkle Uniform ab und erscheinen in weißen Anzügen, und alles beeilt sich, ihrem Beispiele zu folgen. Bei den Mahlzeiten in der Kajüte schwingt unablässig die Pankha; das heißt über jedem Tische hängt, ihn in seiner ganzen Länge begleitend, ein fußbreiter Streifen von dickem Zeug, durch Stangen und Angeln an der Decke befestigt; alle diese Streifen sind durch

Die Umgebung macht den Menschen!
Nichts kann aus diesem Grunde mehr
Sorgfalt und Liebe verlangen als unser
Haus und seine Ausstattung.



Haus für gediegene Einrichtungen
Innendekoration

E. Hohl & Co.

MÖBELFABRIK · ZÜRICH 1

St. Peterstraße 16, Telephon (051) 23 83 30
im Keller-Haus,
nahe Bahnhofstraße / Paradeplatz

Fertige Wohnräume in 3 Etagen,
10 Schaufenster

Wir versichern

die gesetzliche **Haftpflicht**
des Besitzers eines Motorfahrzeuges

durch die **Kaskoversicherung**
die Schäden am eigenen Fahrzeug

durch die **Insassenversicherung**
alle Mitfahrenden im Automobil

durch eine **Unfallversicherung**
den Automobilisten selbst gegen alle Unfälle

Helvetia
Unfall

Direktion in Zürich, Bleicherweg 19

Vertretungen in allen grösseren Ortschaften

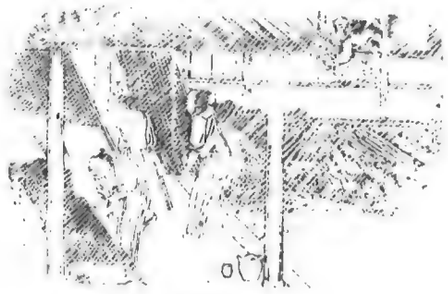
RÔTISSERIE
Storchen
ZÜRICH

Eine Stätte von wohnlicher und kulinarischer Gepflegtheit,
wo man sich speziell mit Geschäftsfreunden trifft.
Bevorzugt auch für Geschäftsessen, Familienfeiern usw.

Dir. C. F. Eicher
Zürich am Weinplatz Telephon (051) 27 55 10

SEIDE SEIT 5000 JAHREN

«Die Raupe steigt auf die Berge», sagte man im alten China, wenn sie nach durchschnittlich 33 Tagen auf bereitgestellte Reisstrohbündel kroch, um sich einzupuppen. In vier Tagen baut sie sich aus 300 000 achtförmigen Schleifen ein Haus, Cocon genannt, aus dem feinsten und edelsten Spinnstoff — aus Seide.



Naturseide ist seit Jahrtausenden Inbegriff der Schönheit und des Adels in der Bekleidungskunst. Wahre Eleganz und Naturseide sind auch heute noch untrennbare Begriffe.

Idewe
Qualitätsstrümpfe
aus edler Naturseide

J. DÜRSTELER & CO. AG., WETZIKON/ZCH.

Stricke verbunden, welche auf Rollen nach außen leiten und von dort, durch ziehende Diener in Bewegung gesetzt, ziemlich schnell unmittelbar über den Köpfen der Sitzenden hin und her schwingen und eine starke Zugluft veranlassen. Ohne Pankha zu essen würde kaum möglich sein; selbst bei den sonntäglichen Gottesdiensten begleitet sie mit ihrem eintönigen dumpfen Geräusch die Stimme des Geistlichen. In den Kabinen war es vollends nicht auszuhalten. Ein Aufenthalt von wenigen Minuten genügte, um die heftigste, jeden neu angelegten Kragen sogleich wieder entstellende Transpiration hervorzurufen. Ein Schlafen in derselben, obgleich alle Türen, Fenster und Luken geöffnet waren, wurde nachgerade zur Unmöglichkeit. Zuletzt legte ich mich auf den Boden, die harte Schwelle der geöffneten Tür als Kopfkissen benutzend, und als auch so keine Ruhe zu finden war, beschlossen wir, für die nächste Nacht unsere Betten nach oben aufs Deck schleppen zu lassen. Dieses Verfahren wurde bald von allen eingeschlagen und bis ans Ende der Reise festgehalten. Abends gegen zehn Uhr, wenn Mrs. Shakespeare (eine Offiziersfrau mit drei hübschen Töchtern) sich von dem auf dem Verdeck stehenden Pianino erhob, die tanzenden Paare sich trennten und endlich eine gewisse Ruhe eintrat, da kamen die Kellner mit den Matratzen und Kissen aus den verschiedenen Kajüten heraufgekeucht; eine Barrikade aus Deckstühlen markierte die Grenze zwischen der Herren- und Damenseite, und im übrigen konnte jeder sich ein Plätzchen je nach Wunsch, auf den Bänken oder daneben, hinter einer Kajütenwand oder in der freien Zugluft, aussuchen, dort sich auf seine Matratze strecken und abwarten, bis das Geplapper verstummte und das eintönige Aechzen der Maschine anfing, sich in seine Traumbilder zu verweben.

SITTEN

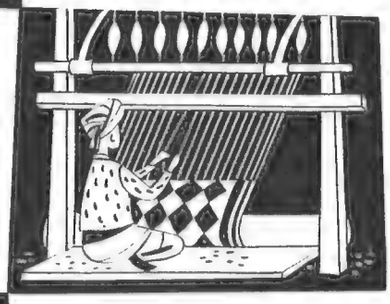
Was mich für unseren Diener Lalu besonders einnahm, war der Umstand, daß er kein Mohammedaner, sondern ein wirklicher Hindu war. Ich übersah, daß sich zu Dienern der Europäer nur die allerniedrigsten Kasten der Hindus hergeben, welche von den höheren Kasten mehr noch als Christen und Mohammedaner gemieden werden. Unser Lalu durfte es nicht wagen, das Haus unserer Hindufreunde zu betreten, denn ein allgemeiner Hausputz wäre die notwendige Folge der Verunreinigung gewesen, in welche seine bloße Gegenwart das Haus gebracht haben würde. Einer Berührung mit dem ganz sauberen und hübschen Burschen wichen alle ängstlich aus. Eines Tages saß ich mit meinem Lehrer (Pandit) Venirâm zu Bombay in meinem Hotelzimmer und hatte Sanskrit-Konversationsstunde, während Lalu sich im Zimmer hin und her mit Aufräumen zu schaffen machte. Es fiel mir auf, daß der Pandit ängstlich um sich blickte und hin und her rückte. Auf meine Frage, was es gebe, erwiderte er: «Wenn jener Mensch mich berühren sollte, so könnte ich mein Haus nicht betreten, ohne vorher ein Bad genommen und alle meine Kleider gewechselt oder gewaschen zu haben.» Diese Furcht der orthodoxen Hindus, durch Berührung mit einem Çûdra verunreinigt zu werden, erstreckt sich eigentlich auch auf alle Europäer, da sie im Prinzip sämtlich Çûdras sind. Indessen hat die Macht der Gewohnheit so weit gesiegt, daß fast alle Hindus dem Europäer zur Begrüßung die Hand reichen; selten geschah es, daß sie ihre Hände zurückhielten.

Der Leichenverbrennungsplatz der Hindus liegt in Bombay westlich von der Stadt bei der Station *Marine Lines* in der Nähe des Meeres. Es ist ein großes, von hohem Zaum umfriedetes Grundstück, von dem man schon von außen bei Tage den Rauch, bei Abend einen Funkenregen aufsteigen sieht. Der Zutritt ist auch Fremden, wenn sie eingeführt werden, gestattet, und man kann von einem für die Träger und Leidtragenden abgeteilten Raum aus bequem den Verbrennungsprozeß in seinen verschiedenen Stadien beobachten. Die völlige Verbrennung einer Leiche nimmt vier Stunden in Anspruch, aber in der Regel trifft man mehrere Leichen an, an denen sich Anfang, Mitte und Ende der Zeremonie gleichzeitig betrachten läßt. Bei der durch die Hitze beschleunigten Verwesung wird der Leichnam meist schon wenige Stunden nach eingetretenem Tode vom Kopf bis zu den Füssen in weiße Tücher gewickelt und von Trägern zum Friedhofe gebracht. Zwischen vier eisernen in der Erde steckenden Stangen werden ein bis zwei Meter lange dicke Holzscheite einen Meter hoch aufgeschichtet, der Leichnam wird darauf gelegt und über ihn wieder eine Lage Holz. Inzwischen wird daneben ein kleines Feuer vorbereitet; in Bombay wird dasselbe von dem häuslichen Herde des Verstorbenen mitgebracht; in Benares, wo viele auswärtige, oft von weither kommende Leichen verbrannt werden, muß das Feuer von einer stets gegenwärtigen niederen Kaste gekauft werden. Es folgen noch einige Zeremonien: namentlich muß der nächste Angehörige des Verstorbenen, oft ein Knabe, aus einem Kruge Wasser um den Scheiterhaufen herum und darauf gießen und dann den Krug zerbrechen. Hierauf wird das kleine vorbereitete Feuer in den großen Scheiterhaufen eingefügt, bald prasseln die Flammen hoch empor und ergreifen ein Glied des Toten nach dem andern. In drei bis vier Stunden ist der Leichnam bis auf einige Knochen völlig verbrannt. Diese nebst der Asche werden in Benares in den unmittelbar daneben fließenden Ganges gestoßen; was an anderen Orten damit geschieht, ist mir nicht bekannt. Ein Priester, der einige Sprüche murmelt,

Der echte Perser

Er ist der Stolz des Besitzers und eine Zierde für jeden Raum

Seine Herstellung erfolgt immer noch wie in uralten Zeiten auf dem Handknüpfstuhl.



Schuster

Zürich, Bahnhofstrasse 18
Ecke Kappelergasse
Gleiches Haus in St. Gallen

Unsere Auswahl kann an Mannigfaltigkeit nicht übertroffen werden.

In zweiter Auflage erschienen!

Mary Lavater-Sloman

Triumph der Demut

Leben der heiligen Elisabeth

Mit 10 Zeichnungen von Walter Dreesen
357 Seiten. Ganzleinen Fr. 16.60, broschiert Fr. 14.—

Die Presse urteilt:

«Die bewährte Biographien- und Romanschriftstellerin, die schon einmal das Leben einer bedeutenden Frau, Katharina II. von Rußland, zum Thema eines Buches machte, hat auch in ihrem neusten historischen Roman eine ebenso rührende wie kluge Frauengestalt als Heldin gewählt: die heilige Elisabeth von Thüringen. Die Autorin hat dieses eigenartige Frauenleben mit künstlerischer Meisterschaft gestaltet; man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die historische Tiefe und dokumentarische Exaktheit oder die leidenschaftliche Romandarstellung, die den Leser in Atem hält und von Seite zu Seite mitfortreißt.» *National-Zeitung, Basel*

«Das Buch ist der rätselhaften und rührenden Gestalt der uns allen bekannten und lieben Landgräfin von Thüringen gewidmet. Wir wissen um ihre Geschichte und wie sie, entgegen der Sitte ihrer Zeit, sich der Armut annahm und selber arm geworden ist. Milieu und Geschichte sind meisterhaft geschildert. Die Heilige selbst aber erleben wir zutiefst ergriffen. Es ist die Tragik des Christentums, auch damals durch Unwürdige und Würdelose diskreditiert zu werden ... Wir haben allen Grund, Mary Lavater dafür zu danken, daß sie in diesem wundervollen hohen Liede dem Andenken dieser liebenswürdigen, heiligen Frau dienen will, und wir empfehlen das Buch als prächtige Gabe.» *Anna von Segesser, Luzern*

MORGARTEN VERLAG ZÜRICH
Conzett & Huber

Teilansicht eines Speisezimmers in «Jacobean»-Stil, mit reich geschnitzten Partien. Die herunterklappbaren Füllungen der Anrichte verbergen praktische Besteckschubladen.

MURALTO

WOHNUNGSEINRICHTUNGEN

NÜSCHELERSTR. 24, NEBEN PELIKANSTR. 10

ZÜRICH

MURALTO

GANZE EINRICHTUNGEN
APARTE EINZELMÖBEL
VORHÄNGE, STOFFE
EIGENE ATELIERS

auch wohl eine kleine Ansprache hält, ist nur ausnahmsweise gegen besondere Bezahlung zugegen. Die Stimmung ist nicht sehr andächtig, nur einmal hörte ich eine Frau über ihren verstorbenen Gatten wehklagen; meist sehen die Leute anscheinend gleichgültig zu. Die Inder nehmen es mit dem Sterben weniger schwer; der Tod ist nur eine einzelne Station auf der großen Reise für die wandernde Seele.

Nichts ist belustigender, als zu sehen, wie ein Mohammedaner mit seinem weiblichen Anhange zu reisen pflegt. Wenn er aus dem Eisenbahnwagen aussteigt, so muß jedes Weiblein aus dem Coupé unmittelbar in eine von allen Seiten verschlossene Sänfte schlüpfen und wird in dieser bis zum Wagen getragen. Ist keine Sänfte vorhanden, so stülpt der Gatte einer Frau nach der anderen einen langen, bis auf die Füße reichenden Sack über und geleitet sie zu einer entlegenen Stelle des Bahnhofs, wo sie unbeweglich stehenbleibt oder niederhockt, bis auf diese Weise alle weiblichen Mitglieder der Familie ausgeladen worden sind und dann im Wagen weitertransportiert werden.

MENSCH UND NATUR

Die indischen, mehr der Absicht als der Wirkung nach anerkennenswerten Tierspitäler haben den Zweck, kranke und alte Tiere bis an ihr Ende zu verpflegen sowie auch gesunde, namentlich Kühe, den mohammedanischen Schlächtern abzukaufen und so am Leben zu erhalten. Man findet meist Pferde und Kühe, Ziegen und Hunde. In Bombay bemerkten wir in dem Hospital einen Wagen mit aufgesetztem Käfig, in dem sich mehrere Affen befanden. Es waren dies bösartige Tiere, welche von den Familien, die sie hielten, eingeliefert wurden und bestimmt waren, in den Wald abgeführt und dort losgelassen zu werden. Der strenggläubige Hindu tötet kein Tier, auch kein Insekt, ja nicht einmal eine Schlange. Trifft er eine solche an Orten, wo sie gefährlich werden kann, so fängt er sie ein und transportiert sie in eine Gegend, wo sie nach seiner Meinung unschädlich ist, um sie dort in Freiheit zu setzen. Es gibt viele alte Häuser in Indien, in deren Mauerwerk Schlangen hausen. Das Volk verschont dieselben, weil es in ihnen die Geister der Vorfahren verkörpert glaubt. Oefter wurde mir versichert, daß diese Schlangen niemals einen Insassen des Hauses schädigten. Tatsache ist wohl, daß die Schlange dem Menschen aus dem Wege geht und nur dann beißt, wenn man sie reizt, also namentlich, wenn man unbehutsam oder im Dunkeln darauf tritt. Uebrigens sind die Schlangen im Winter selten; sie bleiben dann zumeist in ihren Löchern unter der Erde, und wir haben, außer in den Händen der Gaukler und in den zoologischen Gärten, während unsres viermonatigen Aufenthalts in Indien in der freien Natur nur einmal eine Schlange angetroffen. In der heißen Zeit und noch mehr in der Regenzeit sollen sie nicht selten sein und erscheinen manchmal an Orten, wo man sie ganz und gar nicht vermutet. Eine schöne Ueberraschung erlebte, wie Frau Dr. Hörnle erzählte, ein Freund ihrer Familie, welcher eine Partie Schlangeneier in seinem Koffer gesammelt hatte und, als er denselben eines Tages öffnete, eine Gesellschaft munterer kleiner Schlangen vorfand, welche dank der tropischen Hitze aus den Eiern ausgekrochen waren.

Eine Folge der klimatischen Verhältnisse ist, daß der Ackerbau in Indien weniger als bei uns an bestimmte Jahreszeiten gebunden ist. Denn die Kulturpflanzen, wie Korn, Weizen und dergleichen, brauchen, um sich vom Samenkorn bis zur reifen Frucht zu entwickeln, einige Monate hindurch Feuchtigkeit, Bodenwärme, Sonnenschein und dergleichen. Welche Monate dabei im Kalender stehen, darnach fragt die Pflanze nicht, und wo ihr, wie in Indien, jene Bedingungen das ganze Jahr durch mit Ausnahme der Regenzeit geboten werden, da ist sie bereit, zu jeder Zeit, sobald sie ausgesät worden, zu wachsen und zu reifen. Wir konnten daher oftmals beobachten, wie auf dem einen Felde das Getreide geerntet wurde, während es auf einem anderen Felde daneben eben erst in die Halme schoß und auf einem dritten Felde in frischem Grün aus der Erde aufkeimte. Inzwischen hat, wie man mir sagte, Indien im allgemeinen zwei Jahresernten, die eine im Winter, die andere, für Gewächse, die der Feuchtigkeit weniger bedürfen, im Sommer vor Eintritt der Regenzeit. Nach der Regenzeit, die im Hochsommer einsetzt, zeigen die Bäume das herrlichste Grün und behalten es den ganzen Winter durch. Eine Landschaft mit Bäumen, welche, wie bei uns im Winter, der Blätter beraubt, ihre nackten Aeste und Zweige gleichsam hilfeflehend zum Himmel strecken, habe ich in Indien nirgendwo gesehen. Erst im Frühling sollen, wie man mir sagte, die alten Blätter teilweise abgestoßen und alsbald durch neu aufkeimende ersetzt werden.

So genossen wir denn, während zu Hause alles in Schnee und Eis starrte, des herrlichsten Sommerwetters und können nicht in die Klage eines pessimistisch angehauchten und alles in Indien schlechtmachenden Mitreisenden einstimmen, welcher behauptete, daß man dieses fortwährenden schönen Wetters zuletzt ganz müde würde.

HEIMFAHRT

Wir fuhren in den Suezkanal ein; es wurde Nacht, und wir legten uns schlafen. Am frühen Morgen erwache ich und bemerke mit Verwunderung, daß die Maschine stillsteht. Es ist vielleicht wegen des Ausweichens,

Nur Qualität ist wirklich preiswert

BALLY

BALLY SCHUHE SIND DAS RESULTAT

der KREATEURE, *die modisch führende Modelle entwerfen,*

der LEISTMACHER, *die Formen erstellen, in denen Sie mühelos gehen u. stehen.*

der FORSCHER, *die mittelst Versuchen die Materialien von grösster Haltbarkeit wählen,*

der ARBEITSGEMEINSCHAFT *die seit 97 Jahren die währschafte Schuhmacher-Tradition aufrecht erhält.*

Wer BALLY trägt – mit BALLY pflegt.

BALLY Schuhpflegemittel
verlängern die Lebensdauer Ihrer Schuhe

wahre Hygiene

ermöglicht Ihnen immer

Camelia +

die ideale Reform-Damenbinde

Camelia-Fabrikation St. Gallen · Schweizerfabrikat

dachte ich und eilte hinauf; aber welcher Anblick bot sich hier! An einer ziemlich engen Stelle des Kanals hatte sich die große Britannia mit dem Schnabel in die sandigen Böschungen des Ufers eingebohrt, und die Wasserströmung, welche stets im Kanal vorhanden ist, hatte das Hinterteil bis ans andere Ufer getrieben. Vor uns und hinter uns in der Ferne hielten schon eine Anzahl von Schiffen, denen wir die Durchfahrt sperrten. Auf unserem Verdeck war alle Mannschaft in fieberhafter Tätigkeit, der Kapitän mit hochrotem Kopfe eilte hin und her und erteilte seine Befehle. Der englische Geistliche begegnete mir und rief mit triumphierendem Patriotismus: «*Britannia bars the Suez Canal!*» — «*Pull her off*», erwiderte ich gelassen. Die Ursache des Unfalls wurde bald bekannt. Der französische Lotse, den jedes Schiff an Bord zu nehmen verpflichtet ist, hatte befohlen, langsamer zu fahren. Der Kapitän hatte eingewendet, daß das große Schiff dann nicht mehr dem Steuerruder gehorchen werde. Der Lotse hatte auf seinem Willen bestanden, und die Folge war, daß wir feststeckten. Eine solche Lage kann sehr unangenehm werden, denn wenn ein Schiff binnen vier Stunden nicht wieder flott wird, so muß es nach dem Verkehrsreglement ausladen, und was das bedeutet, das hatten wir in Aden bei Uebernahme der Bombayer Post gesehen. Inzwischen waren Kapitän und Mannschaft eifrig damit beschäftigt, das Schiff wieder flottzumachen. Starke Eisentaue wurden von der Spitze und ebenso vom Hinterteil des Schiffes quer über den Kanal nach denjenigen Uferseiten gezogen, von welchen das Schiff sich abgewandt hatte, und dort an Pflöcken befestigt. Diese Taue wurden von der Schiffsmaschine gleichzeitig nach der Mitte des Schiffes hin angezogen, und die Folge war, daß der Koloß sich wieder geradelegte und seine Fahrt mit einigen Stunden Verspätung fortsetzen konnte.

Es war ein herrlicher Morgen. Die reine Wüstenluft Aegyptens umfing uns, und der Nordwind gewährte erquickende Kühle. Da zeigte sich in der umgebenden Wüste bald links, bald rechts eine von mir nie vorher gesehene Erscheinung, nämlich eine immer schöner sich entwickelnde *Fata Morgana*, worunter hier nicht das Sichtbarwerden einer entfernten Stadt durch Luftspiegelung zu verstehen ist — denn östlich vom Kanal gibt es nah und fern keine Stadt —, sondern eine Illusion, welche entsteht, wenn im Sonnenschein die heißen Wüstendämpfe aufsteigen. Zuerst hatte man den Eindruck einer Chaussee mit lauter gleichen Akazienbäumen; dann wieder schien eine Reihe von Pelikanen unbeweglich in der Ferne zu sitzen, und endlich sah man mitten in der Wüste ein flutendes, wallendes, wogendes Wasser, und darin baute es sich auf in waagrecht und senkrechten Linien wie eine Stadt mit hohen Häusern und Türmen, mit mancherlei Haupt- und Querstraßen. Die Illusion war vollkommen, und auch das schärfste Opernglas vermochte nicht, sie zu heben, sondern nur noch zu verstärken. Das einzige Unnatürliche dabei war, daß die Stadt mitten in dem wogenden Wasser gleichsam zu schweben schien. Ueber eine Stunde lang konnten wir diese Erscheinung in aller Ruhe beobachten.

Aus Paul Deussen: «Erinnerungen an Indien», Kiel 1904

Die Sprechrolle

Zur Zeit, da die Bukowina noch zu Oesterreich gehörte, war auf dem Czernowitzer Stadttheater ein gewisser Schaskel Falikmann, seines Zeichens Tempelsänger, als «Chorist mit Spielverpflichtung» oder wie es im Theaterjargon heißt, für «Chlor und keine Rollen» engagiert.

Hatte er in Sprechrollen aufzutreten — was zu seinem Leidwesen nur höchst selten vorkam —, so erhielt er zwei Kronen Extrahonorar. Unaufhörlich lag er daher dem Direktor Ranzenhofer um Sprechrollen in den Ohren.

Nun hatte Ranzenhofer zu einer Schillerfeier mit großer Mühe «Kabale und Liebe» einstudiert und Falikmann hatte darin die stumme Rolle des Gerichtsdieners, der am Schluß des Stückes den Präsidenten von Walter abzuführen hat.

Der Abend der Aufführung. Ganz Czernowitz im Theater, der Landeschef und die Spitzen der Gesellschaft in den Logen. Mit größter Spannung folgt alles der ergreifenden Handlung.

Endlich letzter Akt. Die Liebenden haben die vergiftete Limonade getrunken, Luise Millerin liegt entseelt in ihrem Lehnstuhl, der sterbende Ferdinand schleudert seinem Vater den gräßlichen Fluch ins Gesicht und bricht tot an Luisens Leiche zusammen. Allgemeine Erschütterung, Taschentücher, Tränen.

«Jetzt Euer Gefangener!» spricht der Präsident und wendet sich dem im Hintergrund stehenden Gerichtsdiener zu.

Schaskel Falikmann aber tritt gravitätisch vor, legt mit großer Geste die Linke auf des Präsidenten Schulter, weist mit der Rechten gebieterisch zur Tür und spricht mit Donnerstimme die Worte:

«Marsch, uf der Polezei!»

Rudolf von Eichthal

Nur der Türmix ist ein Türmix
Standard-Modell
Auf der ganzen Welt der Stolz und die Freude fortschrittlicher Hausfrauen!
Volksmodell
Wird auf Wunsch auch gegen bequeme Teilzahlungen geliefert.
Neu:
Wir fabrizieren neben den hier abgebildeten unvergleichlichen Haushalt-Apparaten auch einen 5-Liter-Turmix für Großküchen, Konservenfabriken sowie für gewerbliche Anwendungen in Apotheken, Drogerien, Laboratorien, chemischen Fabriken, Farbwerken, Buchdruckereien usw.
Bitte verlangen Sie eine unverbindliche Demonstration!
TECHAG AG., Zürich, Utoquai 31, Tel. (051) 24 14 15

Der Fachmann weiss warum
Vitamol
In gemeinschaftlichem Suchen fanden Universitäts-laboratorien und Forscher der Hamol AG. in der Sonnenblume eine hervorragend wirksame Form des Vitamins «F».
Der Fachmann weiss das. Er weiss auch, dass die Wirksamkeit ständig unter wissenschaftlicher Prüfung steht. Deshalb empfiehlt er VITAMOL.
Die VITAMOL-Kundinnen werden davon profitieren. - Das neu aktivierte Vitamin «F» belebt die müde Haut auf eine bisher nie erreichte Weise. Rascher der Erfolg - intensiver die Wirkung. Resultat: Eine Haut, frisch wie die Blume im Morgentau!
Die grüne Tube (Nährcrème) zur Hautregenerierung über Nacht
Die blaue Tube (Tagescrème) zum Schutz der Haut über Tag
Tube Fr. 3.75
sichert rascheren Erfolg in der Schönheitspflege